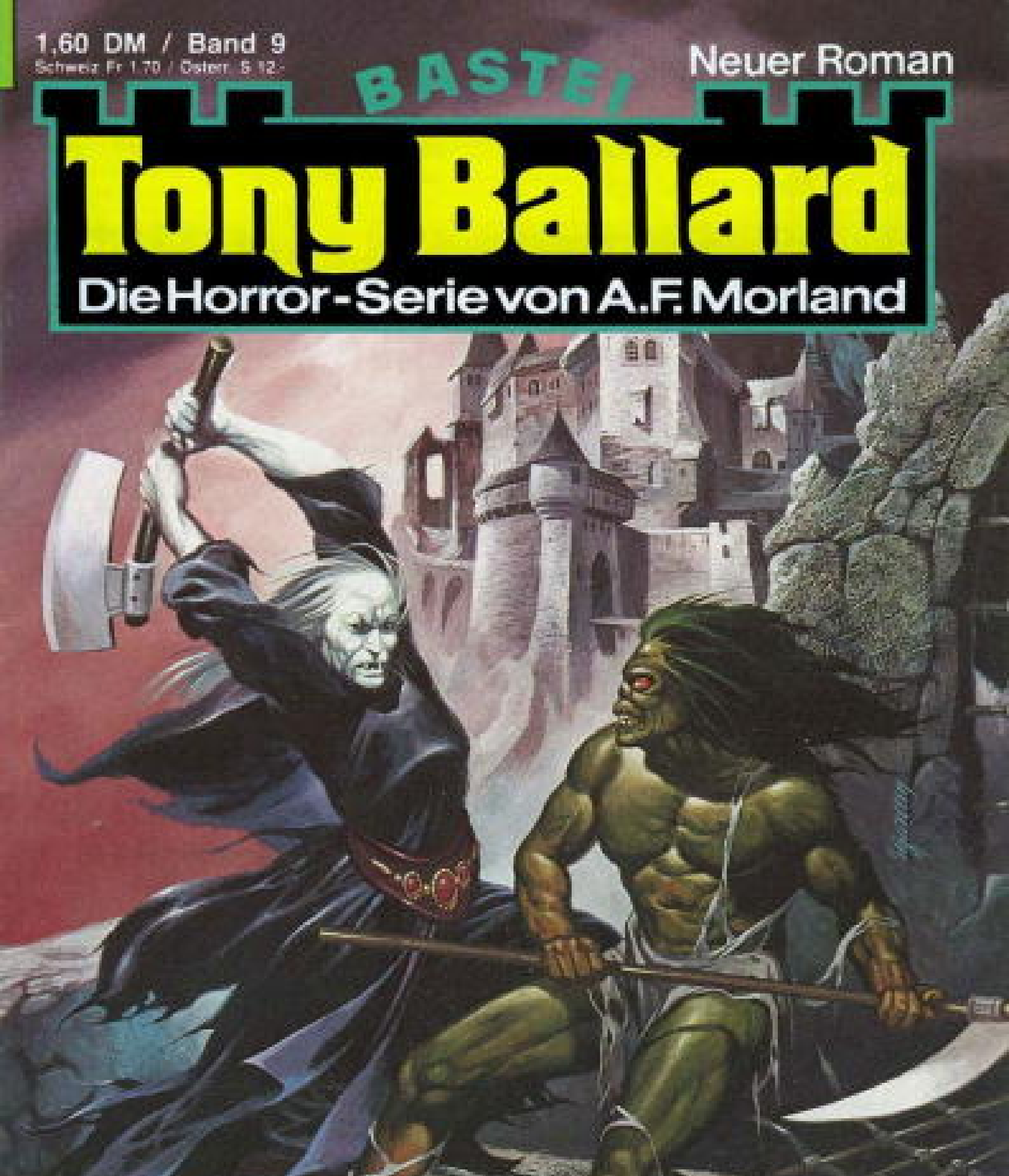


Dämonen-Duell



Dämonen-Duell

Tony Ballard Nr. 9

von A.F.Morland

erschienen am 21.01.1983

Dämonen-Duell

Der Tote lag im Sarg. Bleich, mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Brust gefaltet. Ein Bild des Friedens.

Fast war er zu beneiden, denn er hatte es hinter sich.

Wenn man der Religion glauben durfte, gab es ein Leben nach dem Tod, das viel schöner war als das irdische. Schöner als das von Chuck Guiness? Er war von Geburt an reich gewesen, hatte eine glückliche Jugend verbracht, viele Freunde gehabt, war ein Lieblingskind des Erfolgs gewesen. Niemand konnte sich ein angenehmeres, erfüllteres Leben wünschen.

Und selbst der Tod war gnädig mit ihm gewesen, war an ihn herangetreten, ohne daß er es gemerkt hatte. Das Herz blieb einfach stehen, und es war vorbei. Chuck Guiness hatte allen Grund, selbst im Tode noch so zufrieden auszusehen.

Weiße Seide umgab ihn. Sein Kopf ruhte auf einem purpurroten Samtkissen. Der Sarg bestand aus teurem schwarzem Ebenholz.

Massive Griffe aus Messing schimmerten in mattem Glanz. Der Deckel lehnte an der Wand, wuchtig und gewölbt.

Morgen sollte Chuck Guiness, der Millionär, beerdigt werden.

Zuvor würde man seinen Sarg aber noch in der Friedhofskapelle aufbahren, damit alle, die ihn geliebt und geschätzt hatten, Gelegenheit hatten, ein stummes Gebet für ihn zu sprechen.

Die Zeit kroch auf Mitternacht zu. Irgendwo ächzte und knarrte eine Tür.

Schritte im Bestattungsinstitut. Gespenstisch hallten sie durch die Räume. Abermals wurde eine Tür geöffnet, und dann erschien Mort Montero, der Leichenbestatter, ein hochgewachsener schlanker Mann, schwarz gekleidet, mit feierlichen Bewegungen und in einer Haltung, die dem Ernst der Situation angepaßt war.

Seine Augen waren fast schwarz, der Blick hypnotisch. Die Leute gingen ihm aus dem Weg. Nicht nur wegen seines Blicks oder weil er diesen seltenen Beruf ausübte, nein, der Mann war ihnen unheimlich, ohne daß sie ahnten, was wirklich in ihm steckte.

Mit festem Schritt näherte er sich dem Sarg. Sein Blick erfaßte den Toten. Ein dünnes Lächeln huschte über sein Gesicht, die schmalen Lippen zuckten spöttisch.

»Da liegst du nun, Chuck Guiness«, sagte Mort Montero mit dumpfer Stimme, »und kannst dich nicht wehren, mußt mit dir alles geschehen lassen!«

Der Leichenbestatter fuhr sich mit den Fingern durch das dichte schwarze Haar.

»Gleich ist Mitternacht«, sagte er. »Du weißt es nicht, aber dann bricht deine größte Stunde an, Guiness.« Er lachte teuflisch. »Ich bin froh, daß man dich mir anvertraut hat. Ich habe eine gute Verwendung für dich.«

Wieder geisterten Schritte durch die Leichenbestattung. Zwei junge Männer erschienen.

Poll und Faku, die Gehilfen Monteros.

Der Leichenbestatter nickte zufrieden. »Ihr seid pünktlich.«

Poll grinste. »Wir sind immer zur Stelle, wenn du uns brauchst, Mort.«

»So ist es richtig. Wir sind fast vollzählig. Jetzt fehlt nur noch Mira. Habt ihr sie gesehen?« Mira war Mort Monteros Tochter.

»Um Mitternacht wird sie hier sein«, meinte Faku. »Sie weiß, daß sie sich nicht verspäten darf.«

Montero blickte auf seine Uhr. »Sie hat nicht mehr viel Zeit.«

Eine Tür knallte. Es hörte sich wie ein Schuß an. Eilige Schritte.

Dann erschien Mira Montero. Ein bildhübsches Mädchen.

Schwarzhaarig wie ihr Vater. Ebenso schwarz gekleidet. Wie ein Todesengel sah sie aus.

»Warum kommst du immer so spät?« zischte ihr Vater sie ärgerlich an. »Du weißt, daß ich das nicht vertragen kann.«

»Entschuldige, Vater.«

»Wenn ich von dir verlange, pünktlich zu sein, dann hast du fünf Minuten vor der vereinbarten Zeit einzutreffen.«

»Ich werde mich bessern.«

Das Mädchen mit dem langen schwarzen Haar trat an den Sarg.

Triumph schimmerte in Miras Blick. Auch Spott und Hohn.

Vielleicht war sogar eine Spur von Verachtung dabei.

»Er ist uns ausgeliefert«, sagte das Mädchen kalt lächelnd. »Der Tod hat ihn uns in die Hände gespielt. Wir können mit ihm tun, was wir wollen.«

»Das werden wir auch«, sagte Mort Montero. »Stellt euch auf. Konzentriert euch. Es ist gleich soweit.«

Mira Montero stellte sich links neben den Sarg. Poll trat neben sie. Mort Montero stellte sich auf die rechte Seite, und neben ihn postierte sich Faku. Sie schlossen die Augen. Reglos standen sie da.

Wie Wachsfiguren, die man beiderseits des Sarges aufgestellt hatte.

Die Zeit rann durch ihren Geist. Sie spürten das Herannahen der Mitternacht, den Anbruch der Geisterstunde, in der die Kraft des Bösen am stärksten war, die Tote aus Gräbern holte, Menschen in Wölfe verwandelte, Vampire auf Blutjagd trieb.

Nur noch wenige Sekunden.

Und dann war es soweit.

Ein Kältehauch strahlte von den vier Gestalten aus. Ein dünner durchsichtiger Nebelfilm löste sich aus ihren Poren, schwebte auf den Sarg zu und sank auf den starren Leichnam herab. Wie ein transparentes Tuch legten sich die Schlieren auf den Körper des Toten und hüllten ihn ein.

Wie auf ein stummes Kommando öffneten die vier Personen gleichzeitig die Augen.

Ein Strahlen, Glühen ging davon aus. Ihr roter Schein war so hell, daß die Augen übergroß wirkten. Große, rote, runde Scheiben waren es, die auf Chuck Guiness gerichtet waren.

Synchron bewegten die vier die Lippen. Worte einer Sprache, die auf Erden nicht gesprochen wurde, drangen aus ihrem Mund, tropften in den Sarg, auf die Leiche.

Das Glühen brannte sich in den toten Körper. Chuck Guiness' Leib nahm dieses rätselhafte Glühen an. Er strahlte bald genauso wie die Augen der Umstehenden.

Eine gespenstische Szene.

Unheimlich hallten die fremden Worte durch den Raum. Das Glühen

der vier Augenpaare nahm allmählich ab. Es erlosch schließlich, und mit diesem Erlöschen verschwand auch das Glühen im Sarg.

Jedoch nicht nur das Glühen.

Sondern auch Chuck Guiness.

Der Millionär war nicht mehr vorhanden. Der Sarg war leer.

***

Mort Montero nickte zufrieden. »Einer mehr. Es hat wieder ausgezeichnet geklappt.«

»Ich habe nicht daran gezweifelt, daß es auch diesmal gelingen würde«, meinte Mira.

Der Leichenbestatter wandte sich an seine Gehilfen. »Poll, Faku, bringt die Puppe.«

Die beiden eilten davon. Mira blickte ihren Vater lächelnd an.

»Wir werden stark und mächtig. Du wirst dich schon bald zum König der Nacht krönen können.«

»Und du wirst an meiner Seite regieren. Unsere Herrschaft wird hart und grausam sein. Wir werden alle unsere Gegner brutal vernichten.«

»Vor allem Zapor Xant«, sagte Mira haßerfüllt. »Er ist mir schon lange ein Dorn im Auge.«

»Er soll ein qualvolles Ende erleiden«, sagte Montero grimmig.

»Wir werden ihm zeigen, daß wir stärker sind als er und seine Brüder Cula und Josin. Ihre Existenz wird bald der Vergangenheit angehören. Wer sich danach nicht auf unsere Seite schlägt, wird von uns als Feind gebrandmarkt und vernichtet.«

»Ich freue mich auf den größten Tag in deinem Leben, Vater.«

Poll und Faku kehrten zurück. Sie trugen eine lebensgroße Puppe, die sie in den Sarg legten, der von ihnen auf geheimnisvolle Weise geleert worden war. Nun lag Chuck Guiness wieder an seinem Platz.

Montero grinste. »Sieht er nicht genauso aus wie der echte Tote?«

»Er sieht ihm zum Verwechseln ähnlich«, sagte Mira. »Du bist ein Künstler, Vater.«

Mort Montero legte einen Arm um seine Tochter. »Morgen werden sie ihn beerdigen. Eine Puppe. Die Ersatzleiche. Und sie werden keine Ahnung haben, wo sich der echte Tote befindet. Sie werden nicht einmal wissen, daß sie eine Attrappe zu Grabe getragen haben…«

***

Einen Vormittag lang wurde der Ebenholzsarg aufgebahrt. Viele Menschen schritten daran vorbei. Alle empfanden tiefe Trauer.

Einige weinten sogar, denn der Tod des Millionärs war ein schmerzlicher Verlust. Er war zu allen Menschen gut gewesen. Man verglich ihn manchmal mit einem verständnisvollen Vater, zu dem man mit allen Sorgen kommen konnte. Immer hatte er für seine Mitmenschen ein offenes Ohr gehabt. Er war niemals geizig gewesen,

es gab zahlreiche wohltätige Stiftungen, die er geschaffen hatte, und er unterstützte auch privat arme, notleidende Familien.

Hart und unnachgiebig war er nur dann, wenn er bemerkte, daß man ihn ausnutzen wollte. Diejenigen, die das versuchten, bekamen zu spüren, daß er in seinem Zorn auch unerbittlich sein konnte.

Ein Blumenmeer umgab den Sarg.

Auf schwarzen Kranzschleifen glänzten goldene und silberne Buchstaben.

»Wir werden dich nie vergessen.« – »Du warst uns immer ein guter Freund.« – »Bitte für uns.«…

Um vierzehn Uhr nahm das Begräbnis seinen Lauf. Der Sarg, in dem jedermann die sterbliche Hülle des Millionärs vermutete, wurde aus der Kapelle getragen. Die Totenglocke wurde geläutet.

Ihr Klang begleitete Chuck Guiness auf seinem allerletzten Weg, und viele Menschen gaben ihm das letzte Geleit. Endlos lang schien der Trauerzug, der sich durch den Friedhof schlängelte.

Mort Montero, der die Zeremonie arrangiert hatte, befand sich im Gefolge. Poll und Faku trugen den Sarg mit vier anderen Männern.

Voran ging der Priester. Er hielt ein geweihtes Silberkreuz an einem langen Stab.

Montero, Poll und Faku vermieden es, dieses Kreuz anzusehen.

Sie hatten allen Grund dazu.

Eine Kapelle spielte den Trauermarsch.

Der Himmel war grau. Es hatte den Anschein, als wollte er an einem solchen Tag nicht strahlen.

Noch fünfzig Meter bis zum Grab.

Da passierte es. Einer der Sargträger stolperte. Er verlor die Balance. Der Messinggriff entglitt seiner Hand. Dadurch war die Last unverhofft ungleich verteilt. Träger Nummer zwei erschrak. Die Kettenraktion ging weiter, und ehe es zu verhindern war, knallte die Totenkiste auf den Boden. Der Deckel platzte regelrecht auf. Die Trauergäste sahen den »Leichnam«, der sich durch den Aufprall auf die Seite gedreht hatte. Jemand wollte ihn rasch wieder auf den Rücken legen.

Da zuckte seine Hand zurück. »O mein Gott!« entfuhr es dem entsetzten Mann. »Himmel, das… das ist doch nicht möglich!«

Alle drängten vorwärts.

»Das… das ist keine Leiche!« krächzte der Mann, der den Toten angefaßt hatte. »Das ist eine Puppe!«

Diese Feststellung schlug wie eine Bombe ein.

***

Wir machten uns wegen Mago, dem Schwarzmagier, Sorgen. Mr. Silver, der Ex-Dämon, glaubte definitiv zu wissen, daß sich der Jäger der abtrünnigen Hexen in London aufhielt.

Und Roxane, Mr. Silvers Freundin, war eine abtrünnige Hexe.

Wir waren der Meinung, daß Mago sich ihretwegen in der Stadt aufhielt. Er hatte schon einmal versucht, Roxane zu erwischen.[1]

Es war ihm glücklicherweise nicht gelungen, aber so leicht gab Mago nicht auf. Er würde es immer wieder versuchen, bis es ihm einmal gelang, oder bis wir es schafften, ihn zu vernichten.

Wie ein Damoklesschwert hing der Jäger der abtrünnigen Hexen über Roxane.

Selbstverständlich wich Mr. Silver seiner Freundin nicht mehr von der Seite. Er wollte zur Stelle sein, wenn Mago mit seinen Schergen zuschlug. Wir hegten alle die schlimmsten Befürchtungen.

Jeder versuchte es sich nicht anmerken zu lassen. Keiner wollte den andern noch mehr beunruhigen.

Die Ungewißheit zerrte an unseren Nerven. Wir wollten es uns selbst nicht eingestehen, aber wir hatten alle Angst vor Mago. Jawohl, Angst. Auch ich, Tony Ballard, der Dämonenhasser. Denn wir wußten nicht, wann und wo der Schwarzmagier auftauchen würde.

Immer auf der Hut sein zu müssen, kann einen ganz schön fertig machen.

Roxane befand sich zur Zeit nicht im Haus. Sie hatte einige Besorgungen in der City zu machen, und Mr. Silver begleitete sie.

Vicky Bonney, meine Freundin, hielt sich in ihrem Arbeitszimmer auf und schrieb an ihrem Buch. Das Klappern der Schreibmaschine war im ganzen Haus zu hören. Heute morgen war ein Anruf aus Hollywood gekommen. Die Dreharbeiten zu ihrem zweiten Film waren aufgenommen worden. Der erste Streifen war ein Kassenhit geworden. Vicky hatte damit eine Menge Geld verdient.

Der zweite Film sollte, das erwarteten die Experten, noch besser einschlagen.

Ich begab mich zur Hausbar und genehmigte mir einen Pernod.

Nachdenklich ließ ich die Flüssigkeit im Glas kreisen. Abel Yates hatte mir in seinem Geisterhaus sehr zu schaffen gemacht. Ich war froh, dieses Abenteuer heil überstanden zu haben, und fühlte mich ein bißchen müde. Ich sehnte mich nach Ruhe und Erholung, doch ich wußte, daß mir das nicht gegönnt sein würde. Die schwarze Macht war unermüdlich. Sie schmiedete immer wieder neue Pläne, um uns Menschen das Leben schwer zu machen. Ich mußte sie bekämpfen, wo immer sie aktiv wurde. Es ging nicht anders.

Mit dem Glas in der Hand trat ich ans Fenster und blickte zum Nachbarhaus hinüber. Dort wohnte Lance Selby, der Parapsychologe, unser Freund. Er befand sich zur Zeit in Schweden. Beruflich.

Wir hatten schon lange nichts von ihm gehört. Ich hoffte, daß es ihm gut ging, und wenn er zurückkam, würde ich ihm die Meinung sagen, weil er uns keine Karte geschrieben hatte. Für eine Karte reicht die

Zeit immer. So beschäftigt kann man gar nicht sein.

Ich nahm einen Schluck von meinem Drink.

Wie Öl floß der Pernod in meine Kehle.

Vicky kam aus dem Arbeitszimmer. Sie wirkte geistesabwesend, war in Gedanken wahrscheinlich immer noch mit ihren Buch beschäftigt. Sie benutzte meine Erlebnisse als Grundideen. Natürlich gab sie dem Ganzen noch den nötigen dramaturgischen Schliff, damit die Story so spannend wie möglich wurde und den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile fesselte. Aber im großen und ganzen brachte sie Tatsachenberichte zu Papier. Und der Erfolg konnte sich sehen lassen. Die Menschen rissen sich um ihre Bücher, die in acht Sprachen übersetzt wurden.

Seufzend kam sie auf mich zu. Sie lehnte sich gegen mich. »Ich habe für heute genug. Jede weitere Zeile wäre Quälerei.«

»Dann laß es lieber«, sagte ich und strich sanft über die Fülle ihres golden schimmernden Haares. »Morgen ist auch noch ein Tag.«

Sie nahm mir das Glas aus der Hand und nippte von meinem Drink.

»Wo sind Roxane und Silver?«

»Einkaufen.«

»Roxane tut mir leid.«

»Wegen Mago?«

»Ja. Ständig mit dieser schrecklichen Angst leben zu müssen, ist nicht schön.«

»Da hast du recht.«

»Kann Silver den Schwarzmagier nicht aufspüren?«

Ich hob die Schultern. »Er hat es versucht. Mago schirmt sich geschickt ab. London ist groß. Er kann sich überall verstecken und auf eine günstige Gelegenheit warten. Jede Wachsamkeit ermüdet mit der Zeit. Der Schwarzmagier braucht sich bloß zurückzuhalten und Geduld zu haben.«

»Gott, ich hasse ihn«, sagte Vicky Bonney leidenschaftlich.

»Nicht mehr als ich«, erwiderte ich.

»Kann man Roxane denn nicht an einen sicheren Ort bringen…«

»Es gibt keinen solchen Ort«, sagte ich. »Am sichersten ist Roxane noch in Silvers Nähe.«

Ein Wagen hielt vor unserem Haus. Eine Tür klappte. Das Fahrzeug fuhr weiter, kam in unser Blickfeld, ich sah, daß es ein Taxi war. Und dann läutete es. Vicky schaute mich erstaunt an. Ich löste mich von ihr und öffnete die Haustür.

Draußen stand ein Mann mit rostrotem Ledergepäck. So groß wie ich, 35, dickes braunes Haar, das seidig glänzte, Brillenträger. Während des Grinsens entblößte er ein kräftiges, gesundes Gebiß.

»Vladek!« rief ich begeistert aus.

Es war Vladek Rodensky, unser Wiener Freund. Brillenfabrikant,

gebürtiger Pole mit österreichischem Reisepaß, Weltenbummler.

»Vladek! Ist das eine freudige Überraschung!«

Wir fielen uns lachend in die Arme und schlugen uns gegenseitig auf den Rücken.

»Bin ich hier nicht willkommen?« erkundigte er sich scheinheilig.

»Was für eine blöde Frage. Natürlich. Komm rein.« Ich griff nach seinem Gepäck und trug es ins Haus. Vicky begrüßte ihn ebenso herzlich wie ich. Er war ein sympathischer Bursche, der mich im Kampf gegen Geister und Dämonen schon oft unterstützt hatte.

Wir begaben uns in den Living-room. »Setz dich. Mach's dir gemütlich«, forderte ich ihn auf.

Er nahm Platz, hörte nicht auf zu grinsen. »Da staunt ihr, was? Daß ich bei euch so hereingeschneit komme, damit hattet ihr nicht gerechnet.«

»Du kommt mit großem Gepäck. Heißt das, daß du vorhast, länger in London zu bleiben?« fragte ich.

»Ich komme hoffentlich nicht ungelegen.«

»Überhaupt nicht«, sagte Vicky Bonney. »Möchtest du etwas trinken?«

»Zu einem guten Scotch würde ich nicht nein sagen.«

Vicky begab sich an die Bar.

»Donnerwetter, Tony, deine Freundin wird immer hübscher. Wie macht sie das bloß?«

Ich lachte. »Sie gibt ihr Geheimnis nicht preis. Vielleicht hat sie dafür einen guten Geist engagiert. Was führt dich zu uns? Urlaub? Möchtest du hier eine Weile ausspannen? Warum hast du nicht angerufen, oder telegrafiert?«

»Viele Fragen auf einmal«, sagte Vladek Rodensky. Er rückte seine Brille zurecht. Er trug immer das neueste Modell. Ganz klar, wenn er diese Dinger selbst herstellte. Er nahm den Scotch von Vicky in Empfang. »Danke. Auf euer Wohl«, sagte er und hob das Glas, bevor er trank. »Meine Firma stellt hier in London die neue Brillenkollektion vor. Ich hätte angerufen oder telegrafiert, wenn ich gewußt hätte, daß ich sicher kommen würde, aber es ging zu Hause drunter und drüber, so daß ich mich erst in allerletzter Minute freimachen konnte. Wenn ich mich nicht um alles selbst kümmere, ist es zumeist nur halb erledigt. Wir hatten im letzten Jahr Absatzschwierigkeiten in Großbritannien. Deshalb muß ich zusehen, daß das Geschäft hier wieder in Schwung kommt.«

»Vielleicht kann dir Tucker Peckinpah helfend unter die Arme greifen«, bemerkte ich.

»Keine schlechte Idee«, sagte Vladek.

»Was er tun kann, wird er machen.«

»An ihn habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Willst du ihn gleich anrufen?«

Vladek winkte lächelnd ab. »So eilig ist es auch wieder nicht. Meine Firma steht nicht vor dem Bankrott.«

»Freut uns zu hören«, sagte ich.

»Was tut sich bei euch?« wollte der Brillenfabrikant wissen.

»Vicky überschwemmt den Markt mit ihren Büchern.«

»Und du jagst wie eh und je Geister und Dämonen.«

»Mehr denn je«, sagte ich.

»Und die beiden außerirdischen Turteltauben?«

Er meinte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und Mr. Silver, den Ex-Dämon.

»Die haben zur Zeit Sorgen«, sagte ich, und meine Miene wurde ernst. »Und wir natürlich mit ihnen.«

Vladek horchte auf. »Wieso? Ist etwas passiert?«

»Es könnte etwas passieren«, antwortete ich. »Mago ist in der Stadt.«

Er wußte, wer Mago war. Wir hatten ihm von ihm erzählt. Langsam wiegte er den Kopf. »Das ist allerdings ein triftiger Grund, sich Sorgen zu machen.«

***

Das Taxi hielt vor dem schwarzen Portal des Bestattungsunternehmens. Ein altes gebrechliches Männchen stieg aus, nachdem es dem Fahrer den verlangten Betrag – und keinen Penny mehr – gegeben hatte.

Elender Geizkragen! dachte der Taxi Driver. »Schon mal was von Trinkgeld gehört?« brummte er.

»Als verantwortungsbewußter Autofahrer sollten Sie nichts trinken. Wozu sollte ich Ihnen also ein Trinkgeld geben?« erwiderte das Männchen mit krächzender Stimme.

Es trat auf den Gehsteig. Die Wagentür ließ es offen.

»Auch das noch«, knurrte der Taxifahrer. »Knausrig sein, und sich hinten und vorn bedienen lassen, das haben wir gern.«

Er stieg aus, schmetterte die Tür zu, stieg wieder ein und fuhr mit grimmiger Miene weiter. An der nächsten Ecke sagte er: »Ersticken sollst du an deinem Geiz!« Dann bog er ab, und bald danach verrauchte sein Ärger. Es lohnte sich nicht, sich wegen eines solchen Kerls aufzuregen.

Das Männchen, mager und gebeugt von den vielen Jahren, die es schon auf dem Buckel hatte, warf einen Blick in das Schaufenster des Bestattungsinstitutes. Fotos waren dort ausgestellt. Ein Bilderarrangement von Gräbern, Grüften, Aufbahrungen.

Das Männchen nickte. Es hatte den Anschein, als wollte es Vorbereitungen für seine eigene Beerdigung treffen. Vielleicht fühlte es die Nähe seines Endes. Wahrscheinlich hatte es keine Angehörigen,

die sich um die Bestattung kümmerten, wenn es soweit war.

Das Männchen begab sich zur Tür des Bestattungsunternehmens und trat ein. Mit dem Öffnen der Tür wurde ein Kontakt ausgelöst, der ein Signal in die hinteren Räumlichkeiten des Unternehmens weiterleitete.

Prompt erschien der Besitzer des Instituts.

Schwarz gekleidet, ernst und gepflegt: Mort Montero. Sein Blick wieselte an der unscheinbaren Gestalt auf und ab. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ihr Institut gefällt mir«, sagte das Männchen. »Mein Name ist Kevin McFinn. Das Unternehmen macht einen seriösen Eindruck. Das spricht mich an.«

Montero lächelte, aber dieses Lächeln erreichte nicht seine Augen. »Das freut mich, Mr. McFinn. Wir geben uns die größte Mühe…«

»Kein Massenbetrieb, keine Fließbandarbeit«, sagte Kevin McFinn.

»Da haben Sie recht. Ich kümmere mich um alles persönlich. Wir erfüllen unseren Kunden jeden Wunsch.«

»Für mich sind Sie der beste Leichenbestatter von London.«

»Es ehrt mich, daß Sie das sagen, Mr. McFinn. Haben Sie einen lieben nahen Verwandten verloren?«

»Nein.«

»Dann möchten Sie sich vielleicht für sich selbst bei uns umsehen…«

»Auch nicht.«

»Womit kann ich Ihnen also dienen?« fragte Mort Montero geduldig.

»Ich habe gelesen, was gestern auf dem Friedhof passiert ist«, sagte Kevin McFinn.

Ein kaum merklicher Ruck ging durch Monteros Körper. Er nahm eine abweisende Haltung ein, wartete ab, was McFinn weiter krächzte.

»Schlimme Sache«, sagte das Männchen.

»Die Zeitungen bauschen die Geschichte natürlich mächtig auf«, bemerkte Mort Montero, der sich fragte, worauf McFinn hinauswollte.

»Sie geben an, daß der Leichnam nicht in Ihrem Institut abhanden gekommen ist.«

»Das stimmt auch…«

»Ich glaube Ihnen natürlich. Ihrer Ansicht nach hat man den Toten in der Kapelle gestohlen und eine Puppe in den Sarg gelegt. Ein widerliches Verbrechen. Menschen, die sich an einer Leiche vergreifen, sind doch wirklich das Letzte, nicht wahr?«

»Sie sagen es«, brummte Montero. Er bemühte sich, McFinn seine Unruhe nicht merken zu lassen.

»Man hat den Leichnam entwendet, und niemand weiß, wo er sich jetzt befindet.«

»So ist es.«

»Auch Sie haben nicht die leiseste Ahnung, wohin der Tote geschafft wurde.«

»Wie sollte ich?«
»Natürlich, wie sollten Sie. Als Sie den Toten zur Kapelle transportierten, befand er sich ja noch im Sarg. Nun stellen Sie sich mal vor, dieser Sargträger wäre nicht gestolpert. Dann hätte man die Puppe beerdigt, ohne es zu wissen.«
»Ja, das wäre geschehen.«
»Ich frage mich, weshalb sich die Verbrecher die Mühe mit der Puppe gemacht haben.«
»Nun, wenn jemand verlangt hätte, daß der Sarg noch einmal geöffnet wird…«
McFinn nickte. »Ich verstehe. Dann sollte der Sarg nicht leer sein. Aber aus welchem Grund hat man die Leiche gestohlen?«
»Wie sollte ich das wissen?«
»Klar, wie sollten Sie das wissen. Sie haben mit der ganzen Sache ja nichts zu tun.«
»Genau.«
»Warum stiehlt man einen Toten? Um seine Angehörigen zu erpressen. Das wäre ein Grund. Chuck Guiness hat eine Tochter, die man zur Kasse bitten kann. Man könnte sie wissen lassen, daß man mit der Leiche ihres Vaters grausige Dinge anstellen würde, wenn sie sich nicht bereit erklärte, den Toten zurückzukaufen. Welche Tochter würde so etwas zulassen. Ich nehme an, die Polizei wird in dieser Richtung recherchieren. Sie wird versuchen, die Verbrecher zu finden – und natürlich auch den Toten. War von der Polizei schon jemand hier?«
»Ich habe bereits gestern meine Aussage gemacht. Ich denke, das reicht«, sagte Montero, dem die Anwesenheit des Männchens immer lästiger wurde. McFinn wollte irgend etwas von ihm.
Der Kerl sollte sich nicht aufspielen. Er wußte nicht, wie gefährlich es war, ihn, Montero, zu reizen.
»Man wird Sie wohl kaum noch einmal belästigen«, sagte Kevin McFinn.
»Das hoffe ich. Ich würde der Polizei gern helfen, aber ich kann nicht.«
»Natürlich, Sie können nicht.«
Mort Monteros Augen verengten sich. »Sie reden so, als würden Sie mir nicht glauben, Mr. McFinn.«
Das Männchen lächelte hintergründig. »Vielleicht sollte ich ehrlich zu Ihnen sein, Mr. Montero. Vielleicht sollten Sie wirklich wissen, daß ich Ihnen die Geschichte, die Sie zu Protokoll gegeben haben, nicht glaube.«
Eine Unmutsfalte entstand über Mort Monteros Nasenwurzel.
»Wie kommen Sie dazu…«
McFinns herrische Handbewegung ließ den Leichenbestatter

verstummen. »Die Polizei wird Ihre Lügengeschichte glauben, Montero, davon bin ich überzeugt. Mich aber können Sie nicht täuschen! Ich weiß, daß Sie den Toten verschwinden ließen und gegen diese Puppe ausgetauscht haben.«

Monteros Wangen bekamen Hektikflecken. »Zum Teufel, das muß ich mir nicht gefallen lassen, McFinn! Verlassen Sie auf der Stelle dieses Institut!«

»Ich bin noch nicht fertig!«

»Gehen Sie!« knurrte Montero gefährlich. »Aber schnell! Sonst kann ich für nichts garantieren!«

Kevin McFinn blickte den Leichenbestatter furchtlos an. Er lächelte herausfordernd. »Möchten Sie mich auch verschwinden lassen, Montero? Das wird Ihnen nicht gelingen!«

»Verdammt, wenn Sie jetzt nicht augenblicklich den Mund halten…«

»Chuck Guiness war nicht die erste Leiche, die Sie beiseite schafften, Montero!« sagte das Männchen ungewöhnlich scharf.

Der Leichenbestatter erschrak. Zum Henker, woher wußte dieser Kerl so gut Bescheid? Jedes Wort stimmte.

»Dem Verschwinden der Toten liegt kein Verbrechen im herkömmlichen Sinne zugrunde«, fuhr McFinn fort. Auch das stimmte.

Hölle und Teufel, dieser Mann hatte einen Blick hinter die Kulissen geworfen. Wie hatte er das geschafft? Diese Frage beschäftigte Mort Montero im Augenblick sehr.

»Der Austausch wäre nicht aufgefallen, wenn der Sargträger nicht so ein Tölpel gewesen wäre. Für die Polizei sieht es so aus, als wollten gewissenlose Schurken rasch zu Geld kommen. Aber wir beide, Montero, wissen besser, warum diese Toten verschwunden sind.«

»Jetzt reicht es mir aber!« schrie der Leichenbestatter, und er erhob seine Stimme noch mehr: »Poll!« brüllte er. »Faku!«

Im Handumdrehen waren seine beiden Gehilfen zur Stelle. Er wies auf das Männchen und befahl ihnen, ihn zu ergreifen. Sie stürzten sich auf ihn. Es knisterte und zischte, als würden Blitze mit hoher Spannung aufzucken. Poll und Faku stießen einen ohrenbetäubenden Schrei aus. Beide bekamen einen fürchterlichen Schlag, der sie zurückschleuderte und zu Boden warf, wo sie stöhnend liegenblieben.

Mort Montero riß verstört die Augen auf. »Wer sind Sie?« fragte er heiser.

Da begann das Männchen sich zu verwandeln. Es wuchs. Aus seinen Kleidern wurde eine lange, wallende Kutte, die Kapuze war hochgeschlagen, und in ihrem Schatten grinste ein bleicher, blanker Todenschädel.

»Ich bin Rufus«, sagte das Wesen mit kräftiger Stimme. »Der Dä- mon mit den vielen Gesichtern!«

***

Jogging im Hyde Park – ein Vergnügen. Diesmal war Vladek Rodensky dabei. Das ließ er sich nicht nehmen. Er hielt sehr viel von dieser Art, sich in Form zu halten, und lief auch in Wien so oft wie möglich seine Kilometer.

Wir trabten über Wiesen und Wege. Es beachtete uns kaum jemand. Die Spaziergänger und die Leute auf den Bänken hatten sich an dieses Bild gewöhnt. Wir waren nicht die einzigen, die durch die Gegend rannten, als hätten sie etwas gestohlen.

Ich atmete regelmäßig – vier Schritte ein, vier Schritte aus. Vladek hielt mein Tempo mit. Die Brille hatte er zu Hause gelassen. Er sah nicht so schlecht, daß er sie unbedingt tragen mußte. Sein Gesicht kam mir ein bißchen fremd vor, denn ich sah ihn fast immer nur mit dem Nasenfahrrad.

Wir trugen Trainingsanzüge und hatten Laufschuhe an den Füßen, die die besten auf dem Markt waren. Wer diesen Sport so ernst betrieb wie wir beide, brauchte einfach die beste Ausrüstung.

Nach zehn Kilometern erreichten wir wieder meinen weißen Peugeot 504 TI. Noch rasch ein paar Lockerungsübungen, dann fuhren wir nach Hause.

Beim Duschen ließ ich Vladek den Vortritt. Ich warf inzwischen einen Blick in die Zeitung. Da war ein widerliches Verbrechen verübt worden. Die Leiche eines Millionärs war entführt worden. Ich las den Bericht, sah mir die Bilder an. Eines zeigte die Puppe, durch die der Tote ersetzt worden war. Pietätlos. Ein anderes Foto zeigte die weinende Tochter des Millionärs: Marion Guiness.

Ich hatte Mitleid mit ihr. Zuerst verlor sie ihren Vater. Das war schon schlimm genug. Dann stahl man auch noch die Leiche. Ein weiterer, noch schmerzhafterer Schlag.

Ich verwünschte die Kerle, die sich nicht gescheut hatten, sich an dem Toten zu vergreifen, und ich hoffte, daß die Polizei sie bald ausfindig machen würde.

Vladek Rodensky meldete, daß das Bad frei war.

Ich duschte zuerst warm und dann eiskalt. Das brachte mich in Hochform. Ich konnte mit den Zähnen gar nicht so schnell klappern, wie ich fror.

Wir waren kaum angezogen, da läutete es an der Tür. Ich öffnete, und vor mir stand Marion Guiness. Ich erkannte sie sofort wieder.

***

Poll und Faku lagen immer noch stöhnend auf dem Boden. Heftige Schmerzen peinigten sie. »Das war nur eine Kostprobe!« sagte Rufus hart. »Niemand faßt mich ungestraft an!«

»Ich… wir konnten doch nicht wissen, wer du wirklich bist«, sagte Mort Montero unterwürfig. »Du warst ein kleines Männchen, das mir

auf die Nerven ging. Wenn ich geahnt hätte, daß du in dieser Gestalt steckst, hätten meine Gehilfen dich nicht berührt. Wir … wir sind schließlich keine Feinde. Wir gehören zusammen. Ich bin ein schwarzer Bruder wie du, wie du weißt. Asmodis ist unser Fürst. Ihm gehorchen wir alle.«

Rufus lachte verächtlich. »Du bist ein kleines Licht in der großen Schar der Dämonen, Montero. Hast du die Absicht, dich mit mir auf dieselbe Stufe zu stellen?«

»Nein!« beeilte sich Mort Montero zu sagen. »Selbstverständlich nicht. Ich weiß, daß du mächtiger bist als ich. Ich kenne meinen Rang. Es wäre anmaßend, zu glauben, dir ebenbürtig zu sein.«

»Aber du würdest gern mehr Macht besitzen.«

»Wer möchte das nicht«, sagte der Leichenbestatter, ein untergeordneter Dämon.

»Du bist dabei, deine Position auszubauen.«

»Das ist richtig«, gab Montero zu. »Deshalb stehle ich die Leichen. Ich schicke sie in die unheilige Dimension, wo sie mit schwarzen Seelen ausgestattet werden. Der Tag ist nicht mehr fern, wo sie zurückkehren und das Grauen in die Stadt tragen werden. Sie werden nur mir gehorchen. Mit ihrer Hilfe werde ich meinen Machtbereich ausweiten…«

»Sofern Zapor Xant und seine Brüder Cula und Josin dies zulassen«, warf Rufus ein.

»Du bist gut informiert«, mußte Mort Montero zugeben. »Auch Zapor Xant und seine Brüder streben nach mehr Macht. Sie wollen uns nicht aufkommen lassen. Sie bekämpfen uns, wo immer sie können. Ich hasse die drei.«

»Aber du kannst über sie nicht triumphieren«, sagte Rufus. »Weil sie ebenso stark sind wie ihr.«

»Das wird sich ändern, wenn die Toten aus der unheiligen Dimension zurückkehren«, sagte Montero.

»Ich mag die Xant-Brüder auch nicht«, bemerkte Rufus.

Montero horchte auf. »Dann hilf uns, sie zu besiegen.«

»Das geht nicht, dazu fehlt mir die Zeit.«

»Mit deiner Hilfe könnten wir sie in das Reich der ewigen Verdammnis jagen, Rufus!« sagte Mort Montero aufgeregt. »Sie wären erledigt.«

»Ich habe im Moment Wichtigeres zu tun«, sagte Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern. »Aber ich kann euch einen Tip geben, wie ihr mehr Macht in die Hände bekommt.«

»Wie?« fragte Montero gespannt.

Rufus, der immer wieder neue Höllenspiele initiierte, lachte rauh.

Erst kürzlich hatte er einem Londoner Gangsterboß Yercell, Satans Bogenschützen, empfohlen, aber die Sache war dann nicht so

gelaufen, wie er sich das vorgestellt hatte, weil wieder einmal Tony Ballard und Mr. Silver dazwischengefunkt hatten.

Diesmal hoffte Rufus, einen größeren Effekt zu erzielen.

»Denk an den Schädel des schwarzen Druiden«, sagte Rufus.

Verblüffung in Mort Monteros Gesicht. »Ja!« stieß er aufgeregt hervor. Er schlug sich gegen die Stirn. »Daß ich nicht selbst darauf gekommen bin.«

Poll und Faku erhoben sich, hielten sich aber im Hintergrund. Sie wagten sich nicht mehr in Rufus' Nähe.

»Der Schädel des schwarzen Druiden«, sagte Montero begeistert.

»Wer ihn besitzt, dem stehen enorme schwarze Kräfte zur Verfügung.«

»Damit könnt ihr die Xant-Sippe auslöschen«, sagte Rufus.

»Es gibt nichts, was wir lieber täten.«

»Ihr müßt euch ranhalten«, riet Rufus dem untergeordneten Dämon. »Denn es kann Zapor Xant jederzeit einfallen, sich ebenfalls den Schädel des schwarzen Druiden zu holen.«

»Wir werden schneller sein.«

»Das wünsche ich euch. Und wenn ihr gesiegt und mehr Macht habt, dann vergeßt nicht, wer euch dazu verholfen hat.«

»Bestimmt nicht. Das verspreche ich bei allem Bösen«, sagte Mort Montero feierlich.

Rufus ging auf die Tür zu, während des Gehens krümmte sich seine Gestalt wieder zusammen. Er wurde zu einem alten gebrechlichen Männchen, dem kein Mensch ansehen konnte, wie gefährlich es war.

***

Ihre rotgeweinten Augen blickten mich traurig an. »Mr. Tony Ballard?«

Ich nickte. »Der bin ich.«

»Kann ich Sie einmal sprechen?«

»Selbstverständlich. Kommen Sie rein.« Ich gab die Tür frei. Im Living-room machte ich sie mit Vicky Bonney und Vladek Rodensky bekannt. Ich konnte mir denken, weshalb sie zu mir kam.

Ich war Privatdetektiv, und man hatte die Leiche ihres Vaters gestohlen. Sie wollte bestimmt, daß ich den Toten wiederbeschaffte.

An und für sich war das ein gewöhnlicher Kriminalfall, ohne übersinnlichen Background, und somit fiel er eigentlich nicht in meinen Aufgabenbereich. Ich war aber trotzdem entschlossen, ihr zu helfen, wenn Sie mich darum bat.

Daß mein Erzfeind Rufus und andere Dämonen ihre verdammten Hände im Spiel hatten, konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen. Aber ich sollte es bald erfahren.

Ich forderte Marion Guiness auf, Platz zu nehmen. Sie war ein

schmächtiges Mädchen, sah aus wie einst Twiggy. Ihre Finger waren feingliedrig und lang. Damit entfaltete sie zitternd ein Taschentuch und putzte sich die Nase.

»Ich nehme an, Sie wissen, was passiert ist, Mr. Ballard«, sagte Marion Guiness.

Ich nickte. »Ich hab's gelesen.«

»Die Polizei kommt nicht vom Fleck, Mr. Ballard. Ich wandte mich an Tucker Peckinpah, einen guten Freund meines Vaters, um Rat, und er verwies mich an Sie. Mr. Peckinpah meint, wenn mir jemand helfen kann, dann nur Sie. Er hat großes Vertrauen zu Ihnen.«

»Wir sind seit vielen Jahren Partner«, sagte ich.

»Ich weiß. Er hat Sie auf Dauer verpflichtet, damit Sie sich ohne finanzielle Sorgen dem Kampf gegen Geister und Dämonen widmen können. In meinem Fall geht es weder gegen das eine noch das andere. Werden Sie mir trotzdem helfen, Mr. Ballard?«

»Natürlich. Wenn Sie es möchten.«

»Mein Vater soll so bald wie möglich seine Ruhe finden.«

Ich nickte. »Hat sich schon jemand mit Ihnen in Verbindung gesetzt, Miß Guiness?«

»Nennen Sie mich Marion.«

»Okay.«

»Darf ich Tony sagen?«

»Selbstverständlich.«

»Nein, es hat noch niemand Verbindung mit mir aufgenommen. Ich nehme an, die Verbrecher wollen mich zuerst eine Weile schmoren lassen.«

»Danach sieht es aus«, sagte ich.

»Damit sie hinterher um so leichter mit ihrer Forderung durchkommen.«

»Wären Sie bereit, Ihren Vater gegen Geld auszulösen?«

»Nur, wenn ich keine andere Wahl habe. Es geht mir dabei nicht ums Geld, bestimmt nicht, sondern darum, daß sich diese Kerle nicht mit einem so abscheulichen Verbrechen bereichern dürfen.«

»Ihre Einstellung ist vollkommen richtig«, sagte ich. »Als Sie hierher kamen, hatten Sie da das Gefühl, verfolgt zu werden?«

»Nein.«

»Haben Sie irgendeinen Verdacht? Gibt es jemanden, dem Sie ein solches Verbrechen zutrauen würden?«

Marion Guiness wollte sofort antworten, blieb dann aber stumm.

»Der kleinste Verdacht kann immens wichtig sein, Marion.«

»Ich kenne niemanden, dem ich so etwas zutrauen würde.«

»Sie denken in diesem Moment an jemanden«, sagte ich ihr auf den Kopf zu.

»Ja, das stimmt«, gab sie zu.

»An wen?« wollte ich wissen.
»An Mort Montero, den Leichenbestatter«, antwortete Marion Guiness.

***

Es war der letzte Mittwoch im Monat. Waschtag für Vera St. John.
Das achtstöckige Haus besaß eine Gemeinschaftswaschküche, die jedem Mieter einmal im Monat zur Verfügung stand.
Vera war eine unscheinbare rothaarige Frau. Sommersprossen deckten ihr Durchschnittsgesicht zu. Sie neigte zur Fülle und hatte trotz ihrer 23 Jahre schon recht gut gepolsterte Hüften. Dagegen konnte sie kaum etwas tun. Ihr und ihrem Mann, den sie vor vier Jahren geheiratet hatte, schmeckte das Bier einfach zu gut. George, ihr Mann, konnte ihr nichts vorwerfen. Er war noch breiter als sie, und schleppte einen beachtlichen Bauch vor sich her.
Es störte sie nicht, wie sie aussahen. Sie liebten einander, führten eine vorbildliche Ehe und ein musterhaftes Familienleben mit den beiden kleinen Kindern, die zur Zeit bei einer Tante auf dem Land waren.
Vera St. John schob die Buntwäsche in die Waschtrommel. Sie dachte dabei an die idiotischen Fernsehspots der Waschmittelfirmen, die die Zuschauer tagtäglich für dumm verkauften.
»Die sollen ihr Produkt lieber billiger verkaufen, anstatt ein Vermögen in die Werbung hineinzubuttern«, sagte Vera.
Sie führte oft Selbstgespräche, wenn sie allein war.
Sie schloß das Bullauge der Waschmaschine.
Neben dem Schnappen der Verriegelung vernahm sie noch ein Geräusch. Da sie ein wenig schreckhaft war, zuckte sie zusammen und fuhr herum. Aber es war niemand in der Waschküche.
Zeitungsberichte geisterten durch ihren Kopf. In Kellern waren schon viele Frauen überfallen worden. Von Sexualverbrechern. Von Lustmördern. Erst kürzlich hatte Vera St. John gelesen, daß ein Mann in solchen Gemeinschaftswaschküchen Frauen überfallen hatte. Zwei hatte er umgebracht. Eine war mit einem Schock davongekommen. Das Ganze hatte sich in einem weit entfernten Stadtteil ereignet, aber niemand konnte wissen, ob der Kerl, den die Polizei noch nicht fassen konnte, sein Tätigkeitsgebiet nicht hierher verlegen würde.
Das Geräusch, das Vera St. John vernommen hatte, ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie mußte ihm auf den Grund gehen, sich Gewißheit verschaffen. Nervös sah sie sich um. Womit konnte sie sich bewaffnen? Ihr Blick fiel auf den Besen, der in der Ecke lehnte.
Sie holte ihn sich.
Heute morgen hatte sie zu ihrem Mann gesagt, daß sie nur höchst ungern ihren Waschtag einhalten würde.

Er war wie immer in Eile gewesen, hatte ihr nur mit halbem Ohr zugehört. »Warum denn?« hatte er gefragt und seinen Tee hastig getrunken.

»Es passiert in letzter Zeit so viel«.

Er legte seine Hand unter ihr Kinn. »Dir doch nicht. Du bist ein kräftiges Mädchen. Du kannst dich wehren. Gegen dich hat ein Mann keine Chance.«

»Wenn ich eine Waschmaschine in der Wohnung hätte…«

»Ist doch kein Platz, Vera.«

»Wir könnten sie ins Badezimmer stellen.«

»Dann könnten wir uns aber nicht mehr darin umdrehen.«

»Dir geht's ums Geld. Für eine Stereoanlage reicht es allemal, aber wenn ich etwas haben möchte…«

»Wir reden heute abend darüber, okay? Ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr. Hab keine Angst. Dieser Waschtag wird genauso ereignislos vorübergehen wie alle andern«, sagte er, küßte sie flüchtig und stürmte aus der Wohnung.

Hab keine Angst, hatte er gesagt. Aber sie hatte welche. War es eine Vorahnung? Witterte etwas in ihr die Gefahr?

Mit beiden Händen umklammerte sie den Besen. Unruhig näherte sie sich der halb offenen Waschküchentür. Ihre Nerven strafften sich. Redete sie sich etwas ein? Spielte sie ihre Angst grundlos hoch? War alles in Ordnung?

Sie wollte es genau wissen. Vor der Tür blieb sie stehen. Sie hätte die Möglichkeit gehabt, sich in der Waschküche einzuschließen.

Aber einmal mußte sie rauskommen. Wenn der Kerl darauf wartete, hatte er sie erst recht.

Sie nagte an der Unterlippe. Vorsichtig drückte sie die Tür weiter auf. Ihr Herz klopfte heftig gegen die Rippen. Aufgeregt trat sie aus der Waschküche und warf sofort einen Blick hinter die Tür.

Nichts.

Die Kellerabteilungen – Holzverschläge – waren teilweise winkelig ineinander verschachtelt. Es gab einige Möglichkeiten, sich zu verstecken. Vera St. John schaute in die erste düstere Nische, war bereit, zurückzuspringen und sofort zuzuschlagen, wenn jemand sich auf sie stürzte.

Niemand griff sie an.

Nächste Nische.

Auch nichts.

Den Rest schenkte sich Vera St. John. Sie mußte sich das Geräusch eingebildet haben. Erleichtert atmete sie auf und kehrte in die Waschküche zurück. Auf Knopfdruck begann die Waschmaschine zu arbeiten. Wasser schoß in die Chromtrommel. Vera sah, wie es am Bullauge hochstieg.

Plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht allein zu sein. Wieder kreiselte sei wie von der Tarantel gestochen herum, und diesmal sah sie jemanden. Einen furchteinflößenden Mann, der in dem alten verfallenen Haus nebenan mit seinen beiden Brüdern lebte.

Vera St. John kannte seinen Namen.

Cula hieß er.

***

»Mort Montero«, wiederholte ich. »Wieso denken Sie an ihn, Marion?«

»Er ist so seltsam. Er kommt mir – wie soll ich es ausdrücken? – irgendwie unheimlich vor.«

»Haben Sie den Eindruck, daß mit ihm irgend etwas nicht stimmt?« fragte ich. »Glauben Sie nicht, was er der Polizei gesagt hat?«, Marion legte ihren Handrücken auf die Stirn. »Ich weiß es nicht. Vielleicht fange ich jetzt zu spinnen an. Wundern würde es mich nicht. Ich hätte wohl kaum Mr. Montero damit beauftragt, die Bestattung meines Vaters zu übernehmen, wenn ich kein Vertrauen zu ihm gehabt hätte. Doch nun, wo die Leiche meines Vaters verschwunden ist, versuche ich in jedem den Täter zu sehen.«

»Das ist nur zu verständlich«, sagte ich.

»Montero und seine beiden Gehilfen waren auf dem Friedhof.«

»Wie reagierten sie, als der makabre Schwindel auffiel?«

»Mit Bestürzung.«

»Wie alle andern?«

»Vielleicht ein bißchen mehr. Kann sein, daß sie sich für den Leichnam verantwortlich fühlten.«

»Oder rührte ihre Bestürzung daher, weil alle Welt sehen konnte, daß eine Puppe im Sarg lag. Eine Puppe, die möglicherweise sie hineingelegt haben«, setzte ich den Gedankengang fort.

Marion Guiness schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Bestimmt ist mein Verdacht völlig unbegründet.«

»Wie auch immer«, sagte ich. »Ich werde der Sache auf den Grund gehen, Marion.«

Vladek Rodensky meldete sich: »Wenn du Hilfe brauchst, Tony…« Er stieß mit dem Daumen gegen sein Brustbein. »Ich stehe dir jederzeit zur Verfügung.«

»Und deine neue Brillenkollektion? Die Absatzschwierigkeiten?«

»Das erledige ich mit ein paar Anrufen. Und nachher setze ich mich mit Tucker Peckinpah zusammen. Bei seinen weitreichenden Verbindungen wird es kein Problem sein, das Geschäft anzukurbeln.«

»Na schön«, erwiderte ich. »Dann sage ich nicht nein. Ich kann Hilfe immer gebrauchen.«

Marion Guiness sagte, sie wolle nicht mehr länger stören. »Ich bringe

Sie zur Tür«, bot Vicky Bonney sich an. Sie ging mit der Millionärstochter hinaus, nachdem wir uns mit Handschlag von ihr verabschiedet hatten.

»Es war vernünftig, daß Sie sich an Tony Ballard gewandt haben, Marion«, sagte Vicky und öffnete die Tür. »Er ist ein guter Detektiv. Das ist nicht nur so dahergeredet. Ich weiß es aus Erfahrung. Wenn er sich in einen Fall verbeißt, läßt er nicht los, ehe alle Rätsel geklärt sind. Er wird die Verbrecher, die diese schreckliche Tat begangen haben, zur Strecke bringen.«

Marion wollte ihre Telefonnummer hinterlassen.

Vicky fragte: »Steht sie im Telefonbuch?«

»Ja.«

»Das genügt. Wenn es nötig ist, wird Tony Ballard Sie bestimmt anrufen.«

Marion Guiness ging. Vicky schloß die Tür und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

Ich lutschte ein Lakritzbonbon. Andere Detektive hätten sich in dieser Situation eine Zigarette angezündet, aber ich bin Nichtraucher.

»Miese Sache«, sagte Vladek. »Ich verachte Menschen, die sich an wehrlosen Toten vergreifen.«

»Mit Recht«, sagte Vicky.

Das Telefon schlug an. Ich hob ab. »Tony Ballard!«

»Hallo, Tony!« Es war Tucker Peckinpah, der reiche Industrielle, ein Mr. Goldfinger. Geschäfte, die er tätigte, waren stets ein Erfolg für ihn. Alles, was er anfaßte, verwandelte sich buchstäblich in Gold. Ein Glückskind. Er wurde immer reicher, und er ließ auch mein Bankkonto stetig wachsen. Leben und leben lassen war seine Devise.

»Hallo, Partner«, sagte ich. Er erfuhr von mir, daß Vladek Rodensky unsere Gastfreundschaft genoß. Er wollte ihn kurz sprechen. Die beiden unterhielten sich fünf Minuten. Dann gab mir Vladek den Hörer zurück.

Peckinpah sagte: »Der Grund meines Anrufs ist folgender…«

»Ich kann es mir denken, Partner.«

»Ich war mit Chuck Guiness befreundet…«

»Weiß ich.«

»Ich war selbstverständlich bei seiner Beerdigung. Sie haben bestimmt gelesen, was auf dem Friedhof passierte. Marion Guiness, die Tochter meines Freundes, ist verzweifelt, wie Sie sich vorstellen können. Wir sind der Meinung, daß es nicht genügt, wenn die Polizei sich um diesen Fall kümmert, deshalb habe ich Marion an Sie verwiesen. Ich nehme an, sie wird demnächst bei Ihnen erscheinen, und ich möchte Sie bitten, ihr zu helfen.«

»Ihr Anruf kommt einige Minuten zu spät, Partner«, entgegnete ich.

»Ist Marion schon bei Ihnen?«

»Sie ist schon wieder weg.«
»Sie werden ihr helfen, nicht wahr?«
»Das versteht sich doch wohl von selbst.«
»Wissen Sie schon, wie Sie den Fall anpacken werden, Tony?«
»Ich denke, ich sehe mir erst einmal den Leichenbestatter an. Alles weitere wird sich dann hoffentlich von selbst ergeben.«

***

Cula!
Ein grober Klotz, dunkler Teint, unrasiert, breite Schultern, stämmige Beine, mächtiger Brustkorb und Arme, die zu lang waren.
Leicht nach vorn gebeugt, stand er in der Waschküche und starrte Vera St. John durchdringend an. Ein seltsames kaltes Lächeln umspielte seine wulstigen Lippen.
Vera hatte Angst vor diesem Kerl.
»Gott, haben Sie mich erschreckt!« preßte sie unsicher hervor.
Er lachte. Es klang wie das Knurren eines hungrigen Wolfs. »Oh, das tut mir aber leid.« Nicht das geringste Bedauern war in seiner Stimme.
Hinter Vera St. John brummte die Waschmaschine. Die junge Frau warf einen unsteten Blick auf den Besen, der an der Wand lehnte. Sollte sie sich damit wieder bewaffnen?
»Ich wohne nebenan«, sagte Cula. »In dem alten Haus.«
»Ich weiß.«
»Eine schäbige Hütte. Das wäre nichts für Sie.«
»Nein, wahrscheinlich nicht. Mit zwei kleinen Kindern…«
»Ach, Sie haben Kinder?«
»Ja.«
»Wie alt?«
»Vier und zwei Jahre.«
»So klein noch.« Cula kam näher. Vera St. Johns Angst wuchs. Er war ein unheimlicher Kerl, bei dem man nicht wußte, woran man war. Seine Freundlichkeit wirkte aufgesetzt. Er wollte sich nicht mit ihr unterhalten. Was wollte er wirklich? »Haben Sie die Kleinen in der Wohnung allein gelassen?« fragte er.
»Nein. Sie sind zur Zeit auf dem Land.«
»Ach so. Und die brave Mutti wäscht hier einen Berg Schmutzwäsche.«
»Es fällt einiges an während eines ganzen Monats.« Vera St. John überlief es eiskalt. Cula war ihr nicht geheuer. Der führte irgend etwas im Schilde. Ganz harmlos gab er sich, aber das war Tarnung, damit wollte er sie nur einlullen und täuschen.
Ihr Herz schlug schnell. Ihr Mund war seltsam trocken. Sie hätte die Waschküche gern verlassen, aber der Weg zur Tür führte an Cula vorbei. Würde er sie rauslassen? Oder fing er sie ab, wenn sie zu

gehen versuchte?
»Kann ich Ihnen helfen?« fragte Cula.
»Nein. Sehr nett, aber das ist wirklich nicht nötig. Ich komme schon zurecht.«
»Ich habe Zeit. Ist Ihr Mann zu Hause?«
»Nein…« Vera St. John erschrak. Himmel, Cula fragte sie aus, und sie antwortete ihm ehrlich. »Das heißt … Mein Mann ist nur mal rasch weggegangen. Er braucht Zigaretten. In wenigen Minuten wird er wieder hier sein …«
»Dann wirst du aber nicht mehr leben!« knurrte Cula, und plötzlich schwammen seine Augen in Blut!

***

Ich zog Jeans und ein Jeans-Jackett an und bereitete mich seelisch auf die Arbeit vor. Im Geist legte ich mir eine Menge Fragen zurecht, die ich dem Leichenbestatter stellen wollte. Ich würde mit dem Wirbelsturmsystem arbeiten und versuchen, den Mann zu verwirren. Ich würde ihn mit meinen Fragen regelrecht bombardieren. Mal würde ich von diesem, dann von jenem sprechen, und sobald sich Mort Montero verhaspelte, würde ich blitzartig nachhaken.
Aus Erfahrung wußte ich, daß Vladek ein aufmerksamer Zuhörer war. Sollte mir irgend etwas nicht auffallen, so würde der Brillenfabrikant mich bestimmt darauf aufmerksam machen.
Vielleicht gelang es uns, den Leichenbestatter gemeinsam in die Enge zu treiben.
Vielleicht war unser Besuch bei ihm aber auch ein Schuß in den Ofen.
Wir konnten das nur herausfinden, wenn wir ihn aufsuchten.
Wir verabschiedeten uns von Vicky Bonney. »Seid vorsichtig«, sagte sie.
Ich lächelte. »Diesmal geht es nicht gegen Geister und Dämonen.«
»Manche Verbrecher können genauso gefährlich sein«, warnte Vicky.
»Sei unbesorgt. Du kriegst uns wohlbehalten wieder.«
Vladek Rodensky grinste beruhigend. »Ich passe schon auf deinen kleinen Liebling auf. Er wird keine Dummheiten machen.«
Ich holte den Peugeot aus der Garage. Wir winkten Vicky, sie winkte zurück. Ich gab Gas. Das Fahrzeug rollte durch die Chichester Road. Wir verließen Paddington, jenen Londoner Stadtteil, in dem ich seit vielen Jahren wohnte.
Die Fahrt dauerte zwanzig Minuten. Dann waren wir am Ziel. Ich stoppte den Wagen, und wir blickten schweigend zum Bestattungsinstitut hinüber. Ich war gespannt, was unser Gespräch mit Mort Montero ergeben würde.
Vladek Rodensky drückte den Wagenschlag auf und stieg tatendurstig

aus. Ich zog den Zündschlüssel ab und verließ ebenfalls das Fahrzeug. Die Tür fiel hinter mir mit einem dumpfen Laut ins Schloß. Wir überquerten die Straße, und ich merkte, wie sich meine Nackenhärchen zu sträuben begannen.

Was hatte das zu bedeuten?

***

Blut!

Culas Augen schwammen tatsächlich in Blut. Für Vera St. John war das unfaßbar. Was hatte er gesagt? Hatte sie sich nicht verhört?

Hatte er wirklich gesagt, sie würde in wenigen Minuten nicht mehr leben? O Gott… Das, wovor sie sich immer gefürchtet hatte, würde jetzt passieren!

Seine wulstigen Lippen hoben sich und entblößten rasiermesserscharfe Zähne. Und an seinen Fingern – das konnte doch nicht sein – bemerkte Vera St. John lange, schwarze, gebogene Krallen.

Dieser Mann war ein Ungeheuer!

Ein Monster!

Vera St. John glaubte, die Angst würde ihr den Verstand rauben.

Panik stieg in ihr hoch.

Cula machte zwei weitere Schritte auf sie zu. Sie stieß einen heiseren Schrei aus. Er fauchte wie ein Tier. Mordlust verzerrte sein Gesicht, das immer mehr einer Teufelsfratze ähnelte. Mit einem entsetzten Sprung erreichte Vera St. John den Besen. Sie schwang ihn hoch, drehte sich damit und schlug mit aller Kraft zu.

Der Stiel traf Culas Schädel.

Das Monster schüttelte sich unwillig.

Vera stieß ihm das Ende des Besenstiels zwischen die Augen. Er packte zu. Das Holz zerbrach wie ein Zahnstocher. Die junge rothaarige Frau ließ den Besen los. Flucht war ihr einziger Gedanke.

Sie wollte um Hilfe schreien, doch ihre Stimme versagte. Die Todesangst hatte sich in ihre Kehle gekrallt.

Culas Hände zuckten auf sie zu.

Sie tauchte darunter weg.

Seine Krallen blieben im Stoff ihres alten Kittels hängen. Als sie losrannte, zerriß der Stoff mit einem häßlichen Geräusch. Es war ihr egal. Wichtig war ihr nur, das Leben zu behalten. So schnell wie nie zuvor hetzte Vera St. John auf die Waschküchentür zu.

Cula jagte hechelnd hinter ihr her.

Mit langen Sätzen holte er sie ein. Sein Schlag warf die Frau nieder. Instinktiv krümmte sie sich zusammen, rollte ab, kam wieder auf die Beine, doch Cula drängte sie von der Tür ab. Sie wich zitternd und mit angstverzerrter Miene vor ihm zurück, die Hände abwehrend

hochgehoben.
Er trieb sie in einer Ecke in die Enge.
Sie konnte nicht mehr aus. Weder nach links noch nach rechts.
Verzweifelt erwartete sie seinen Angriff. Tränen rannen über ihre fahlen Wangen. Sie wußte, daß sie verloren war. Es blieb ihr nichts anderes mehr übrig, als zu resignieren.
Cula leckte sich hungrig die Lippen.
Im gleichen Augenblick packte er die Frau. Wild und kraftvoll riß er sie an sich. Das war zuviel für sie. Sie prallte gegen seinen Körper und verlor das Bewußtsein.
Und Cula, die Bestie, biß gnadenlos zu.

***

Wir betraten das Bestattungsinstitut. Feierliche Stille umgab uns.
Ich fragte mich, wieso sich meine Nackenhärchen quergestellt hatten. Wollte mir mein sechster Sinn Gefahr melden? Oder rührte das unangenehme Gefühl daher, daß man hier indirekt mit der Vergänglichkeit allen Lebens, mit dem Tod konfrontiert wurde?
Wir warteten.
»Scheint niemand da zu sein«, sagte Vladek Rodensky nach einer Weile.
»Die Tür war doch offen.«
»Mort Montero kann trotzdem auf einen Sprung weggegangen sein.«
»Ohne abzuschließen?«
Vladek zuckte mit den Achseln. »Was gibt es in einem Beerdigungsinstitut schon zu klauen?«
»Leichen«, antwortete ich treffend. »Sehen wir uns mal um?«
»Ob Mr. Montero das gefallen wird?«
»Wir können ihn ja hinterher um seine Erlaubnis fragen«, bemerkte ich sarkastisch.
Vladek schauderte leicht. »Also eines steht fest: Für diesen Beruf eigne ich mich nicht. Wenn man immer nur mit Toten zu tun hat, kann man sein Lebtag doch nicht froh sein.«
»Deshalb schlucken ja auch so viele Totengräber, Leichenwäscher und Leichenbestatter. Der Alkohol stumpft sie ab.«
»Ich könnte jetzt auch ganz gut einen Schluck vertragen.«
»Verdien' ihn dir erst mal. Wenn wir hier fertig sind, gebe ich einen aus, okay?«
»Einverstanden.«
Wir kamen überein, uns zu trennen. Auf diese Weise schafften wir die Räume schneller. Sollte einer von uns eine außergewöhnliche Entdeckung machen, würde er den andern davon umgehend informieren.
Immer unangenehmer wurde das Gefühl in mir. Ich wurde den

Verdacht nicht los, daß hier irgendwo eine große Gefahr lauerte.

***

Vladek Rodensky schritt durch einen schmalen Gang. Links und rechts Türen. Er öffnete die erste. Sein Blick fiel in eine Art Werkzeug- und Gerätekammer.

»Mr. Montero?« fragte er in die Stille hinein. Es war als Alibi gedacht. Niemand antwortete.

Vladek ging weiter. Zweite Tür. Ein großer Raum. Vier Steinsockel. Kälte strömte dem Brillenfabrikanten entgegen. Er trat ein. In die Steintische war eine Rinne gefräst. Ringsherum. Sie waren zum Auffangen des Blutes gedacht. Auf den Arbeitsflächen wurden die Toten zurechtgemacht, ehe man sie ankleidete und in den Sarg legte.

Vier Tische.

Zum Glück alle vier leer.

Dennoch verspürte Vladek Rodensky ein beklemmendes Gefühl.

Er stellte sich vor, daß er eines Tages auch auf so einem Tisch liegen würde, und er hoffte, daß es nicht so bald war.

Regale mit desinfizierenden Mitteln und antiseptischen Tinkturen an der Wand. Zwei Waschbecken, Seife, Handbürsten, zwei elektrische Handtrockner. Nichts, was darauf hinwies, daß Mort Montero ein Leichendieb war.

Vladek setzte seinen Rundgang fort. Dritte Tür. Ein noch größerer Raum. Das Sarglager. Es gab eine Vielzahl von Modellen. Von ganz billig bis superteuer. Eine Werkbank. Hobelspäne auf dem Boden. Die billigen Särge schien Mort Montero hier selbst herzustellen. Die aufwendigeren Totenkisten bezog er von Tischlereien, die darauf spezialisiert waren.

Hinter Vladek Rodensky fiel die Tür zu, er hatte nichts dazu beigetragen. Seltsam. Der Brillenfabrikant wandte sich um. Bevor er sich im Sarglager umsah, wollte er sich den Fluchtweg sichern, falls es nötig sein sollte, zu türmen.

Er legte seine Hand auf den Türknauf.

Eiseskälte kroch sofort in seinen Arm.

Er drehte die Kugel.

Die Tür ließ sich nicht öffnen.

Vladek Rodensky wurde sofort unruhig. War er in eine Falle gegangen? Er rüttelte an der Tür. Vielleicht klemmte sie nur. Er verstärkte sein Rütteln. Es nützte nichts. Daraufhin warf er sich mit der Schulter dagegen, doch es war ihm nicht möglich, die Tür aufzubrechen.

Der Sarglager war ein fensterloser Raum.

Vladek Rodensky saß hier drinnen fest.

Die Kälte des Türknaufs war unnatürlich, und das gab ihm zu

denken. Waren hier etwa schwarzmagische Kräfte im Spiel? Er besaß eine Mauser-Pistole, 9 Millimeter, Modell HSc. Sie steckte in einer Schulterhalfter aus Ziegenleder. Und diese hing zu Hause in Wien im Schrank. Ärgerlich. Er hatte sich die Waffe zugelegt, weil er an der Seite Tony Ballards immer wieder in kritische Situationen geraten war. Er hatte sich geweihte Silberkugeln dazu besorgt. Und der Teufel mußte ihn geritten haben, als er sie zu Hause ließ. Da nützte sie niemandem.

Aber er hatte nicht geglaubt, die Waffe während seines Londonaufenthalts zu brauchen. Ein schlimmer Irrtum, wie sich nun herausstellte.

Wütend hämmerte er mit den Fäusten gegen die Tür. »Tony!« rief er. »Tony!« Aber er hatte den Eindruck, daß kein Laut aus dem Sarglager drang. Wer sich darauf versteht, kann auch magische Schallsperren errichten…

Ein Geräusch drang an Vladek Rodenskys Ohr. Er drehte sich blitzartig um. Zwischen den Särgen trat ein Mädchen hervor. Eine herbe Schönheit mit langem, kohlschwarzem Haar.

Ein seltsames Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Ich bin Mira Montero«, sagte sie leise.

***

Zapor Xant war der älteste der drei Brüder. Grauhaarig, bullig, böse und verschlagen. Sein Geist produzierte laufend Bosheiten. Er und seine Brüder versetzten die Menschen so oft wie möglich in Angst und Schrecken. Sie raubten, plünderten und mordeten. Aber Zapor Xant hatte Cula und Josin eingeschärft, dies niemals in ihrer unmittelbaren Wohngegend zu tun. Sie führten ihre Schreckenstaten stets in anderen Stadtteilen aus, damit ihnen niemand auf die Schliche kam.

Früher war Zapor Xants Dämonensippe groß gewesen. Damals hatten sie in einer anderen Dimension ihr Unwesen getrieben. Ein Angriff wackerer Streiter hatte sie dann aber aufgesplittet, und Zapor Xant, Cula und Josin waren auf die Erde geflüchtet.

Sie ließen sich in London nieder und erfuhren schon bald, daß sich hier bereits die Monteros auszubreiten versuchten.

Zapor Xant war nicht bereit, den Monteros irgendein Vorrecht einzuräumen. Er und seine Brüder griffen die andere Sippe sogar mehrmals an. Sie wurden zu Todfeinden, und Zapor Xant wußte, daß sich die Monteros seit geraumer Zeit auf einen entscheidenden Schlag vorbereiteten.

Deshalb ließ er seine Gegner kaum mal aus den Augen.

Einer von den Brüdern war immer zum Beobachten eingeteilt.

Nur so konnten sie sicher sein, von den Monteros nicht überrascht zu werden.

Schritte draußen vor dem Haus.
Zapor Xant sprang auf. Er eilte zum Fenster und erhaschte gerade noch einen Blick auf den breiten Rücken seines Bruders Cula.
Die Eingangstür knallte. Augenblicke später betrat Cula den Raum, der mit alten, schäbigen Möbeln und Kisten eingerichtet war.
Hände und Mund waren blutverschmiert. Cula machte einen satten, zufriedenen Eindruck. Er setzte sich grinsend.
»Wo warst du?« wollte Zapor Xant wissen.
»Drüben«, sagte Cula und wies mit dem Kopf in die entsprechende Richtung.
Zapor Xant warf einen beunruhigten Blick zu dem achtstöckigen Haus hinüber. Dann durchbohrten seine Augen den Bruder. »Hast du dort drüben einen Menschen umgebracht?«
»Eine Frau«, sagte Cula grinsend.
»In ihrer Wohnung?«
»In der Waschküche. Sie war allein. Ich habe sie überrascht.«
Cula lachte. »Meine Güte, hatte die Angst.«
»Verdammt, habe ich euch nicht ausdrücklich gesagt, in unserer unmittelbaren Umgebung wird so etwas nicht getan? Wieso hältst du dich nicht dran?«
»Ich hatte Hunger. Der Mordtrieb war zu stark, er hat mich überwältigt.«
»Weißt du nicht, in was für Schwierigkeiten du uns damit bringen kannst?«
Cula winkte ab. »Niemand kann uns etwas anhaben. Wir sind Dämonen.«
»Es gibt Dämonenjäger.«
»Mit denen werden wir fertig.«
»Nimm bloß den Mund nicht so voll. Wir können keinen Zweifrontenkrieg gebrauchen. Wir müssen uns auf die Monteros konzentrieren, geht das in deinen blöden Schädel nicht rein?«
»Was hat es jetzt noch für einen Sinn, zu schreien?« gab Cula ärgerlich zurück. »An dem, was ich getan habe, ist nichts mehr zu ändern. Niemand kann die Frau wieder lebendig machen!«
»Liegt sie noch in der Waschküche?«
»Ja.«
»Da darf sie nicht liegenbleiben«, sagte Zapor Xant. »Wenn man sie findet, wird die Polizei alarmiert. Dann kommen die Bullen auch zu uns.«
»Wenn schon, die müssen sich vor uns in Acht nehmen.«
Zapor Xant schüttelte zornig den Kopf. »Du begreifst nichts, aber auch gar nichts. Wir wollen uns hier im Verborgenen auf einen Schlag gegen die Monteros vorbereiten, und du tust so etwas Un- überlegtes. Ich hätte Lust, dich dafür hart zu bestrafen!«

Cula erschrak. Er streckte abwehrend die langen Arme aus. »Das wirst du doch nicht tun, Zapor Xant. Ich bin dein Bruder!«

»Du bist ein hirnloses Geschöpf!« knurrte Zapor Xant.

»Du brauchst mich, wenn es gegen die Monteros geht!«

»Ja, leider. Das ist der einzige Grund, weshalb ich dich verschone.«

Die Haustür fiel wieder zu. Josin trat ein. Er sah sowohl Zapor Xant als auch Cula ähnlich. Ihm fiel sofort auf, daß die Atmosphäre gespannt war. Er sah das Blut an den Händen und im Gesicht seines Bruders und glaubte zu wissen, was geschehen war. Dennoch fragte er.

»Er war drüben, hat eine Frau getötet«, sagte Zapor Xant grimmig.

»Die Versuchung ist ja auch wirklich sehr groß«, meinte Josin.

»Ständig hat man diesen Wohnkasten vor Augen, weiß, daß dort viele Menschen wohnen und darf sich keinen holen.«

»Sag bloß, du hast Verständnis für das, was Cula getan hat!« fuhr Zapor Xant seinen Bruder an. »Dann bist du genauso blöd wie er.«

Josin gab keine Antwort.

Er wollte nicht Stellung beziehen. Weder auf Culas noch Zapor Xants Seite.

Denn in beiden Fällen hätte er einen Bruder gegen sich gehabt. Er setzte sich auf eine Kiste.

Heute war es seine Aufgabe gewesen, sich um die Monteros zu kümmern.

»Was hast du zu berichten?« fragte Zapor Xant. Cula würdigte er keines weiteren Blickes mehr.

»Mort Montero machte mit Poll und Faku eine Fahrt ins Grüne. Ich bin ihnen gefolgt. Mira blieb im Bestattungsinstitut.«

»Die Gelegenheit wäre günstig gewesen, sie anzugreifen«, sagte Zapor Xant.

»Ich konnte nicht auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen«, erwiderte Josin. »Ich mußte mich rasch entscheiden, und ich denke, es war gut, daß ich Mort Montero und seine Freunde verfolgt habe.«

»War es keine harmlose Fahrt aus der Stadt?«

»Ganz und gar nicht. Sperr deine Ohren auf, Bruder. Was glaubt du, wohin sich die drei begeben haben?«

»Komm schon, mach's nicht so spannend«, sagte Zapor Xant unwirsch.

»Schon mal von einer Burg namens Death Stone gehört?«

»Selbstverständlich. Sie wurde auf einem Felsen errichtet, den man den Todesstein nannte, weil dort viele Menschen ihr Leben verloren. Heute ist die Burg nur noch eine Ruine.«

»Als die Burg noch in Ordnung war, wer wohnte da in ihr?« fragte Josin.

Zapor Xants Augen weiteten sich. »Der schwarze Druide!«

»Genau.«

»Er würde noch leben, wenn er nicht dem Größenwahn anheim gefallen wäre. Er lehnte sich gegen Asmodis und die Höllenscharen auf, nahm keine Befehle der schwarzen Macht mehr entgegen, wollte nur noch selbst befehlen.«

»Daraufhin«, fuhr Josin fort, »schickte ihm der Fürst der Finsternis das strafende Schwert, das ihm den Kopf abschlug.«

»Der Schädel des schwarzen Druiden soll noch existieren.«

»Aber niemand weiß genau, wo er zu finden ist«, sagte Josin. »Er befindet sich irgendwo in der Ruine, und es heißt, wer den Schädel findet und sich seiner schwarzen Kräfte bedient, bekommt eine ungeheure Macht in seine Hände. Das hat Mort Montero vor. Er will sich diese Macht sichern, um sie gegen uns einzusetzen.«

Zapor Xant schüttelte ärgerlich den Kopf. »Warum haben wir nicht an den Schädel des schwarzen Druiden gedacht? Warum mußte diese Idee Mort Montero zuerst kommen? Wer den Kopf findet, ist der Sieger.«

»Mort Montero, Poll und Faku haben sich in der Ruine gründlich umgesehen. Sie haben aber nichts gefunden.«

Zapor Xant grinste. »So leicht ist das auch nicht. Aber es gibt ein Gerücht.«

»Laß hören.«

»Nachts, Punkt vierundzwanzig Uhr, fällt das Mondlicht in einem bestimmten Winkel durch das Nordfenster der Ruine. Wo zu diesem Zeitpunkt das Licht des Mondes hinweist, findet man den Druidenkopf.«

»Hoffentlich kennt Mort Montero dieses Gerücht nicht auch«, sagte Josin.

»Damit müssen wir rechnen.«

»Dann wird er heute nacht die Ruine Death Stone noch einmal aufsuchen.«

»Das können wir mit Sicherheit annehmen, und wir werden auch da sein«, sagte Zapor Xant.

»Bleibt nur noch zu hoffen, daß wir heute nacht einen wolkenlosen Himmel haben«, bemerkte Josin. »Möchtest du dich bei Tageslicht in der Ruine umsehen?«

»Im Augenblick haben wir etwas Wichtigeres zu tun«, sagte Zapor Xant.

»Was denn?« sagte Josin.

Zapor Xant warf Cula einen mißbilligenden Blick zu. »Seine Spuren beseitigen. Wir müssen die Frauenleiche fortschaffen.«

***

Ich betrat einen dunklen Raum. Die Wände waren mit dunkelblauem Samt verhangen. Hier konnten die Angehörigen ihre Toten noch

einmal sehen, ehe diese zum Friedhof gebracht wurden. An einer Messingstange hing ein Vorhang aus schwerem schwarzen Stoff. Ich schlug ihn zur Seite. Eine Tür. Abgeschlossen. Aber der Schlüssel steckte.

Ich drehte ihn nach rechts. Zweimal klickte es. Dann ließ sich die Tür öffnen.

Was ich machte, war natürlich nicht legal. Mort Montero hätte mir deswegen Schwierigkeiten bereiten können, aber ich nahm dieses Risiko auf mich. Sollte es Ärger geben, würde mir Tucker Peckinpah mit seinen großartigen Verbindungen schon irgendwie aus der Patsche helfen. Ich hatte nichts zu befürchten. Für mich lag es im Interesse der Wahrheitsfindung, daß ich mich in dem Bestattungsinstitut gründlich umsah.

Eigentlich konnte ich froh sein, daß Mort Montero nicht hier war.

Wenn er Dreck am Stecken hatte, führte er mich in seinem Betrieb bestimmt nicht bereitwillig herum.

Bevor ich weiterging, lauschte ich kurz.

Kein Alarm von Vladek Rodensky.

Also war bei ihm alles in Ordnung.

Ich trat in einen fast leeren Raum. Auf Regalen standen graue Ordner. Geschäftsunterlagen der vergangenen Jahre. Durch eine zweite Tür gelangte ich in einen weiteren Raum, und hier erlebte ich eine große Überraschung. Hier befand sich alles, was man zur Herstellung von Puppen brauchte. Werkzeug, Gußformen, Rohmaterial. In einem Schrank lagen vorfabrizierte Arme und Beine. Darauf lag ein defekter Torso.

Ich konnte Marion Guiness’ Verdacht als Volltreffer werten.

Mort Montero mußte der Leichendieb sein. Er hatte den toten Millionär gegen eine Puppe ausgetauscht. Ich wollte das sofort Vladek Rodensky wissen lassen, und dann konnten wir gemeinsam nach dem Leichnam suchen, der, wenn wir Glück hatten, hier irgendwo versteckt war.

***

Georg St. John war Abwasserspezialist und deshalb viel unterwegs.

Mal arbeitete er an einer Kläranlage in der Provinz, dann wiederum an einem Pumpwerk irgendwo in England. Zur Zeit galt es, die Londoner U-Bahn zu inspizieren, aber schon morgen sollte St. John nach Liverpool fahren, um die Arbeiten an einer neuen Superschwimmhalle zu überwachen. Die Underground würden St. Johns Kollegen allein kontrollieren.

Zum Überstundenausgleich durfte Georg St. John bereits zu Mittag nach Hause gehen.

»Machen Sie sich einen schönen Nachmittag mit Ihrer Frau«, sagte

sein Chef. »Gehen Sie mit ihr ins Kino – oder so.«

»Sie hat heute Waschtag«, gab St. John zurück. »Danach ist sie meistens zu nichts mehr zu gebrauchen, aber uns wird schon irgend etwas einfallen.«

»Davon bin ich überzeugt. Ihr habt ja erst zwei Kinder.«

St. John lachte. »Dabei wollen wir es auch belassen.«

Sein Chef schlug auf das Wagendach. »Grüßen Sie Vera von mir.«

»Mach' ich.«

»Sagen Sie ihr, daß ich beim nächsten Betriebsfest wieder mit ihr rechne. Sie ist eine hervorragende Tänzerin.«

»Hab' ich ihr beigebracht.«

Der Chef grinste. »Sollte man nicht für möglich halten.«

»Ich war nicht immer so ein Schwergewicht wie heute.«

»Das weiß ich. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie Sie bei uns angefangen haben.« Der Chef schlug noch einmal auf das Dach des Fahrzeugs. »Also, schöne Grüße zu Hause.«

Georg St. John fuhr los. Wenn Vera mit dem Waschen noch nicht fertig war, würde er ihr helfen, und dann würden sie einen netten, unbeschwerten Nachmittag zusammen verbringen. Von morgen an würden sie einander längere Zeit nicht sehen. Geplant waren vierzehn Tage, aber wenn es Schwierigkeiten in Liverpool gab, konnten auch drei Wochen daraus werden.

Er überquerte auf der Lambeth Bridge die Themse, fuhr die Lambeth Road bis zur Borough Road hoch und war wenig später zu Hause. Er stellte seinen Wagen, einen silbermetallicfarbenen Datsun Stanza, auf dem gemieteten Parkplatz ab und fuhr mit dem Lift zum siebten Stock hinauf.

Auf sein Läuten wurde ihm nicht geöffnet. Er schloß auf. Vera konnte auch im Bad sein. Oder unter der Trockenhaube. Nach dem Wächewaschen drehte sie sich fast immer die Haare ein.

Stille in der Wohnung.

»Vera! Bist du da?«

Keine Antwort.

George St. John warf in alle Räume einen Blick. In der Küche spielte das Radio so leise, daß man es nicht hörte, wenn die Tür geschlossen war. Deshalb mußte Vera auch vergessen haben, es abzustellen. Irgendwo im Haus fing eine Schlagbohrmaschine zu dröhnen an. St. John drehte das Radio ab, verließ die Wohnung, ließ die Tür hinter sich zuklappen. Jemand schnappte ihm den Lift weg.

Also lief er die sieben Stockwerke zu Fuß hinunter.

Erdgeschoß.

Keller.

Waschküche.

George St. John öffnete die Tür, und im selben Moment prallte er

entsetzt zurück…

***

Mira Montero!

Ein außergewöhnliches Mädchen. Vladek Rodensky hatte den leisen Verdacht, daß mit ihr irgend etwas nicht stimmte. Sie war sehr schön. Trotzdem hatte sie nichts Anziehendes an sich. Sie schien Kälte zu verströmen. Der Brillenfabrikant dachte an die Tür, die sich plötzlich nicht mehr öffnen ließ. Zauberei. War Mira Montero dafür verantwortlich?

»Verzeihen Sie mir mein Eindringen«, sagte Vladek Rodensky, »aber ich wartete im Kundenraum, und es kam niemand.«

»Ich muß das Zeichen überhört haben«, sagte das schwarzgekleidete Mädchen. Es kam langsam näher.

Vorsicht, dachte Vladek. Sie ist gefährlich. Er spürte das mit jeder Faser seines Körpers.

»Was wünschen Sie?« fragte das Mädchen.

»Eigentlich wollte ich mit Mr. Montero sprechen.«

»Er ist im Moment nicht hier. Ich bin seine Tochter. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Vladek kratzte sich am Kopf. Er rückte seine Brille zurecht und wurde das Gefühl nicht los, daß dieses Mädchen scharf auf sein Leben war. Er fragte sich, ob es klug war, Tony Ballards Anwesenheit zu erwähnen.

»Was führt Sie hierher, Mister…«

»Rodensky. Vladek Rodensky. Aus Wien.«

»Aha. Nun, Mr. Rodensky?«

»Sagen Sie, wieso kriege ich die Tür plötzlich nicht mehr auf?«

Mira Montero lächelte kalt. »Dafür habe ich gesorgt.«

»Sie?«

Das Mädchen nickte. »Damit wir ungestört sind.«

Mir ist alles klar! dachte der Brillenfabrikant. »Ich bin wegen des verschwundenen Leichnams hier«, sagte er. Es war ein Frontalangriff. Vladek wollte sehen, wie das Mädchen darauf reagierte.

Sie hatte sich gut unter Kontrolle, zuckte nicht einmal mit der Wimper. »Wieso interessieren Sie sich dafür, Mr. Rodensky?«

»Nun, ich habe davon in der Zeitung gelesen und bin so etwas wie ein Amateurdetektiv.«

»Haben Sie schon mal einen Fall aufgeklärt, Mr. Rodensky?«

»Aber ja, einige.«

»Diesen werden Sie nicht aufklären!« sagte das Mädchen plötzlich heiser, und auf einmal begannen ihre Augen zu glühen.

***

Verstört starrte George St.John in die Waschküche. Auf dem

schwarzen Asphaltboden lag eine tote Frau. An der zerfetzten, blutgetränkten Kleidung konnte St. John erkennen, daß es Vera war.

Drei Männer waren bei ihr, hoben sie gerade auf. Grauenerregende Kerle mit fremd klingenden Namen.

Zapor Xant.

Cula.

Josin.

Als er die Tür aufriß, drehten sie sich um. Mit blutunterlaufenen Augen starrten sie ihn an, waren ertappt. Die Kerle von nebenan.

Monster waren es. Sie hatten Vera getötet, und nun wollten sie sie forttragen. Knurrend ließen sie sie fallen.

George St. Johns Magen revoltierte. Ihm war, als hätte ihm jemand mit einem Hammer auf den Schädel geschlagen. Er konnte nicht fassen, was er sah. Vera. Seine Frau. Tot! Die Mutter seiner Kinder lebte nicht mehr. Diese drei Bestien hatten sie umgebracht.

So sah es jedenfalls für St. John aus.

Ihre Worte hallten überlaut in seinem Kopf. Sie hatte heute morgen gesagt, sie habe Angst.

Er hatte das nicht ernst genommen.

Sie mußte geahnt haben, daß sie ein so schreckliches Schicksal ereilen würde. Und er hatte ihre Angst nicht ernst genommen, hatte gesagt, dieser Waschtag würde genauso ereignislos vorübergehen wie alle anderen.

»Vera!« schluchzte er, während Zapor Xant, Cula und Josin eine Front gegen ihn bildeten.

Er schwebte in großer Gefahr, doch das begriff sein zerrütteter Geist nicht.

***

Das Glühen wurde zu einem handtellergroßen Leuchten und rief in Vladek Rodensky furchtbare Schmerzen hervor. Er stöhnte auf.

Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er japste nach Luft, während die unheimliche Kraft der Glut in seinen Leib drang und er das Gefühl hatte, es wolle ihm die Seele herausreißen.

Und genau das hatte Mira Montero vor.

Sie wollte Vladeks Seele fressen. Mit Hilfe des Glutblicks.

Er wehrte sich verbissen gegen die starke Magie, die von dem Mädchen ausging. Längst schon wußte er, daß er es mit einer gefährlichen Dämonin zu tun hatte. Er wich zurück, so weit ihm dies möglich war.

Das Brennen der Augen schien seine Knochen im Leibe schmelzen zu lassen.

Der Schmerz verzerrte sein Gesicht. Er stöhnte. Je näher Mira Montero kam, desto unerträglicher wurde ihr Glutblick. Es war fast

nicht mehr auszuhalten. Die Glutaugen wollten Vladek Rodensky bannen. Er riß sich davon los und stürmte durch das Sarglager.

Mira Montero folgte ihm.

»Du entkommst mir nicht!« geiferte sie.

Er warf Särge hinter sich um, sie krachten zu Boden. Geschmeidig wie eine Wildkatze sprang das Höllenmädchen über die Hindernisse. Was Vladek Rodensky erwischte, schleuderte er ihr entgegen. Werkzeug. Särge. Sargdeckel. Bretter…

Mira Montero lenkte die Wurfgeschosse mit ihren Händen ab.

Ein Hobel, von Vladek kraftvoll geschleudert, traf ihre Stirn. Sie wich zwei Schritte zurück und fauchte zornig.

Dann griff sie gleich wieder an. Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil flog sie auf den Brillenfabrikanten zu. Er wich zur Seite und sichelte ihr mit dem rechten Fuß die Beine unter dem Körper weg, doch sie fiel nicht, denn sie klammerte sich an ihn.

Er stieß sie von sich.

Sie brachte ihn zu Fall.

Ehe er sich hochkämpfen konnte, war sie über ihm. Die Glut ihrer schrecklichen Augen machte ihm schwer zu schaffen. Die Schmerzen wurden so groß, daß er schreien mußte.

»Ja!« lachte die Furie. »Ja, schrei! Das gefällt mir! Aber rechne nicht damit, daß dich jemand hören wird! Dafür ist gesorgt!«

Vladek Rodensky schlug mit den Fäusten nach ihrem Gesicht, traf auch, konnte sich von ihr befreien, kam wieder auf die Beine.

Blind griff er nach einem gehobelten Brett. Aus der Drehung schlug er zu. Ein kraftvoller Schlag, in dem alles steckte, was Vladek zu bieten hatte. Das Sargbrett traf Mira Morenos Kopf. Sie knallte gegen die Wand. Das Brett brach auseinander. In Vladek Rodenskys Hand blieb ein langer, spitz zulaufender Holzstachel.

Vampire kann man vernichten, indem man sie pfählt.

Diese Dämonin auch?

Vladek überlegte nicht lange.

Er versuchte es. Hastig klemmte er sich den langen Brettsplitter unter den Arm. Er wuchtete sich der Dämonin entgegen. Die Schmerzen, die ihre Glutaugen in seinem Körper entfachen, waren entsetzlich. Er kämpfte dagegen an, konzentrierte sich auf die Absicht, Mira Montero fertigzumachen.

Das spitze Ende des Holzstachels traf ihre Brust.

Vladek spürte den Widerstand. Er setzte sein Gewicht voll ein.

Die Holzspitze drang in den Körper der Dämonin.

Sie kreischte wild auf.

Vladek sprang zurück. Er hoffte, daß die Dämonin jetzt zusammenbrechen würde. Aber sie blieb auf den Beinen.

Sie umklammerte mit beiden Händen das Holz, das aus ihrer Brust

ragte. Von ihren Lippen tropfte schwarzes Dämonenblut. Sie löste sich von der Wand. Wankend ging sie mehrere Schritte.

Vladek Rodensky wich zurück. Ihre Augen glühten unvermindert stark. Weiß traten die Knöchel ihrer Finger unter der Haut hervor. Sie packte fest zu. Es strengte sie an, aber sie schaffte es. Ein kraftvoller Ruck. Sie zog sich das Holz, an dem schwarzes Blut klebte, aus dem Körper und schleuderte es wild von sich.

»Jetzt bist du dran!« fauchte sie, und Vladek Rodensky erkannte, daß sie recht hatte.

***

»Vladek!« rief ich, doch mein Freund antwortete nicht. Irgend etwas stimmte da nicht. Er mußte mich doch hören. Warum erwiderte er nichts? Ich schlug dieselbe Richtung wie er ein, öffnete eine Tür nach der anderen. Keine Spur von Vladek Rodensky.

Hatte ihn Mort Montero erwischt? Hatte der Leichenbestatter sich auf die Lauer gelegt, um über meinen Freund herzufallen?

Hatten sich deshalb meine Nackenhärchen vorhin gesträubt?

Montero war ein gewissenloser Verbrecher, der meiner Ansicht nach aus dem Leichendiebstahl Kapital schlagen wollte. Ich fragte mich, wieso er so viele Puppengliedmaßen angefertigt hatte. Diesen Coup konnte er doch nicht x-beliebig oft wiederholen.

Erstens überließ man ihm nicht so viele tote Millionäre, und zweitens würde die Polizei schon beim zweiten Verbrechen stutzig werden. War Mort Montero so verrückt, das Ganze noch mal zu machen?

Ich erreichte die nächste Tür.

Sie ließ sich nicht öffnen.

Abgeschlossen, dachte ich zuerst, aber dann fiel mir die eisige Kälte des Türknaufs auf, und da wußte ich Bescheid. Vor meinen Augen krempelte sich der ganze Fall von Grund auf um. Bisher war ich davon ausgegangen, es mit einem verbrecherischen Menschen zu tun zu haben.

Jetzt war ich davon überzeugt, daß dämonische Kräfte im Spiel waren. Das rückte natürlich den Fall in ein ganz anderes Licht. Auf einmal war ich hundertprozentig dafür zuständig.

Dennoch behagte mir diese Wendung nicht, denn ich fürchtete um das Leben meines Freundes!

Ich knackte die magische Sperre mit meinem magischen Ring und trat die Tür auf. Mit einem Blick erfaßte ich die Situation.

Vladek war nahe daran, zugrunde zu gehen. Ein Mädchen stand vor ihm. Ihre Augen glühten, und diese Glut hätte ihn vernichtet, wenn ich nicht dazwischengegangen wäre.

Als die Tür gegen die Wand krachte, zuckte das Mädchen herum.

Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Die Dämonin stürmte heran.

Ich spürte sofort den wahnsinnigen Schmerz, den Vladek hatte ertragen müssen, und ich war nicht bereit, der gefährlichen Furie auch nur eine winzige Chance einzuräumen.

Meine Kugel traf sie in vollem Lauf.

Ihr Körper wurde auseinandergerissen, und sie verdampfte mit einem häßlichen Zischlaut.

***

George St. John war unfähig, zu reagieren. Er konnte nicht mehr denken. Der Schock lähmte ihn total. Zapor Xant und seine Brüder wußten, daß sie den Mann nicht entkommen lassen durften.

Deshalb waren sie entschlossen, ihn anzugreifen und ebenfalls zu töten. Eine Leiche mehr, das machte ihnen nichts aus. Hauptsache, sie blieben unentdeckt.

Jetzt erwachte auch in Zapor Xant und Josin die Mordlust. Sie knurrten hungrig, und ihre Augen füllten sich mit Blut. Grauenerregend sahen sie aus. Sie hoben ihre Krallenhände und näherten sich dem verstörten Mann, der das alles nicht begreifen konnte.

Er hatte seine Frau verloren.

Dumpf kam ihm zum Bewußtsein, daß nun auch er sein Leben verlieren würde. Aber er sah keine Möglichkeit, das zu verhindern.

Vera hatte sich gewehrt.

George St. John war dazu nicht in der Lage.

Cula drängte sich zwischen seine beiden Brüder. Zapor Xant stieß ihn zornig zurück. »Der gehört uns!« knurrte er, und Cula blieb zurück. Er wußte, daß Zapor Xant wütend über ihn hergefallen wäre, wenn er ihm dieses Opfer streitig gemacht hätte. Und auch Josin hätte sich gegen ihn gewandt. Da kannten die beiden nichts. Zapor Xant setzte zum Sprung an. Auch Josin duckte sich. Im selben Moment zerriß der lähmende Schleier, der sich über George St. Johns Geist gebreitet hatte. Der Mann erkannte die schreckliche Realität, die große Gefahr, in der er sich befand, stieß sich vom metallenen Türrahmen ab, wirbelte herum und hetzte schreiend davon.

»Verdammt!« stieß Zapor Xant wütend hervor. »Ihm nach, Josin. Er darf auf keinen Fall entkommen!«

Josin flitzte aus der Waschküche.

»Du kümmerst dich um die Tote!« zischte Zapor Xant seinem zweiten Bruder zu. Dann folgte er Josin.

Cula hob die Leiche auf, um sie aus der Waschküche zu tragen.

George St. John brüllte sich die Lunge aus dem Leib. Er stürmte durch den Keller. Die Dämonen waren ihm dicht auf den Fersen.

Sie setzten Magie ein. Josin wollte die Tür vor St. John zuschleudern.

Er bewegte sie mit der Kraft seines Willens. Doch er war um einen Sekundenbruchteil zu spät damit dran. St. John sah, was passierte. Er wuchtete schon vorwärts und rammte die Tür zur Seite. Augenblicke später jagte er die Stufen zum Erdgeschoß hoch.

Immer noch schrie er wie am Spieß.

Zapor Xant schickte ihm magische Fußangeln nach.

George St. John verhedderte sich darin.

Er flog gegen die geschlossene Lifttür, schlug sich die Lippen auf und sackte zu Boden.

Er hörte nicht auf zu schreien.

Die ersten Mieter reagierten.

Türen wurden aufgerissen. »Was ist denn los hier?« – »Wer schreit denn da?« – »Es ist Mr. St. John!« – »Mein Gott, man muß ihm helfen.« – »Polizei! Die Polizei muß her!«…

Trippelnde Schritte. Zapor Xant und Josin stoppten. »Da haben wird die Bescherung!« knurrte Zapor Xant zornig. »Ich könnte Cula in Stücke reißen!«

George St. John kroch auf allen vieren zum Fußabstreifer, der vor der Treppe lag. Aus seinem Schreien wurde ein wildes Schluchzen.

Zwei Männer hasteten die Stufen herunter. Frauen folgen ihnen.

Zapor Xant und Josin zogen sich zurück.

Die Mieter erreichten St. John. Blut rann ihm aufs Hemd. Man kümmerte sich um ihn, versuchte ihn zu beruhigen. Er zitterte am ganzen Körper. Sein Blick war starr auf die Kellertreppe gerichtet.

»Mr. St. John! Mr. St. John! Was ist passiert? Sind Sie überfallen worden?«

»Sie… sie haben …« St. John brachte es nicht heraus. Seine Stimme erstickte. »Vera ist tot!« gurgelte er. »Diese Bestien haben sie umgebracht!«

»Bestien? Wer?«

»Zapor Xant! Josin! Cula!«

»Wo sind sie?«

»Unten! Sie wollten auch mich… Es sind Monster!«

Zapor Xant hämmerte die Kellertür in diesem Moment mit seiner Magie zu. Er verriegelte sie. Keiner der Hausbewohner würde die Sperre aufkriegen. Er eilte mit Josin zu Cula zurück.

»Da haben wir's!« schrie er seinen Bruder an. »Die Tote kannst du vergessen! Die brauchen wir nicht mehr zu verstecken! Alle Welt weiß, daß die Frau nicht mehr lebt! Und ihr Mann berichtet gerade, daß wir es getan haben! Das haben wir dir zu verdanken, du Idiot! Weil du dich nicht beherrschen konntest! Unser Versteck ist aufgeflogen! Wir können es nicht mehr benützen! Jeder Polizist in dieser Stadt wird Jagd auf uns machen! Die Zeitungen werden es groß bringen! Radio und Fernsehen werden uns zu Berühmtheiten machen!

Jeder Möchtegern-Dämonenjäger wird versuchen, uns das Handwerk zu legen! Und alles nur deinetwegen! Oh, ich könnte dich…!«

Die Mieter warfen sich gegen die Kellertür, sie würde dem Ansturm standhalten. Nicht einmal ein Bulldozer hätte sie zu knacken vermocht. Magie war stärker als alles Weltliche.

Cula ließ die Frau liegen.

»Wenn wir nicht gegen die Monteros zusammenhalten müßten, wärst du jetzt nicht mehr mein Bruder!« giftete Zapor Xant.

»Genug!« ging Josin dazwischen. »Wir müssen weg! Irgend jemand hat bestimmt schon die Bullen verständigt!«

Alle Hausbewohner hatten bereits ihre Wohnungen verlassen.

Der Arzt von gegenüber kümmerte sich um George St. John, ein großer, korpulenter rothaariger Mann. Es gab St. John zunächst eine Spritze.

»Darauf werden Sie sich beruhigen«, sagte er.

George St. John stierte ihn mit großen Augen an. »Doktor… Meine Frau … Meine Vera ist tot …«

»Das habe ich gehört. Es tut mir schrecklich leid.«

»Ich habe keine Frau mehr… Meine Kinder haben keine Mutter mehr, Doc …«

»Beruhigen Sie sich, George. Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen.«

Der Arzt bat zwei Jugendliche, dem Verletzten beim Aufstehen zu helfen.

George St. John weinte wie ein kleines Kind.

»Bringt ihn in meine Praxis«, sagte der Arzt zu den Jugendlichen.

St. John hing zwischen ihnen, unfähig, auf eigenen Beinen zu stehen. »Ich will sterben!« schrie er. »Doktor, geben Sie mir etwas, damit ich sterbe!«

»Reden Sie keinen Unsinn, George. Sie wissen, daß Sie so etwas von mir nicht verlangen dürfen. Ich bin dazu da, um Menschen zu helfen, nicht, um sie umzubringen.«

»Mein Leben hat keinen Sinn mehr!«

»Denken Sie an Ihre Kinder, George. Sie haben den Kleinen gegenüber jetzt eine große Verantwortung, sie brauchen Sie mehr denn je. Was sollen sie denn ohne ihren Vater anfangen? Wollen Sie, daß sie in ein Heim kommen?«

»Nein… O Gott … Vera …«

Sie führten ihn aus dem Haus. Einige Frauen weinten mit ihm. Er hatte aller Mitgefühl, aber was nützte ihm das. Er hatte das Liebste auf der Welt verloren. Vera war alles für ihn gewesen. Freund, Vertraute, Geliebte…

»Wo nur die Polizei so lange bleibt!« sagte jemand ärgerlich.

»Wenn man sie braucht, ist sie nie zur Stelle. Aber wenn man mal falsch parkt, ist sie gleich da!« schimpfte jemand anders.

Zapor Xant und seine Brüder hasteten durch den Keller. Für Zapor Xant stand fest, daß das Ganze ein Nachspiel haben würde.

Cula würde die Rechnung für all die Aufregungen präsentiert bekommen. Später, nachdem sie sich den Schädel des schwarzen Druiden geholt hatten.

Darauf freute sich Zapor Xant schon. Der Schädel würde ihnen Macht verleihen. Sie würden unumschränkt in der Stadt herrschen.

Die Monteros würden auf der Strecke bleiben.

Zapor Xant sponn seinen Gedankenfaden weiter. Vielleicht sollten sie ihre Isolation aufgeben und Verbündete im Reich des Grauens suchen. Sie, der Druidenschädel, und einige schwarze Verbündete… Das wäre eine unschlagbare Phalanx.

Wer bot sich an?

Phorkys, der Vater der Ungeheuer? Vielleicht sollten sie mit ihm Kontakt aufnehmen, sobald sich der Druidenkopf in ihrem Besitz befand.

Oder war es besser, mit Atax, der Seele des Teufels, dem Herrscher der Spiegelwelt, zu paktieren?

Oder mit beiden?

Und wie stand es mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern? Nein, Rufus kam nicht in Frage. Rufus hatte etwas gegen sie.

Der Grundstein zu seinem Haß war in grauer Vorzeit gelegt worden. Damals hatte Zapor Xant versucht, Rufus auszutricksen. Er wollte ihn geschickt aufs Kreuz legen und an seiner Stelle in der Dämonen-Hierarchie hochsteigen.

Aber Rufus hatte es gemerkt und sich gewehrt. Wenn Zapor Xant und seine Brüder damals nicht Reißaus genommen hätten, hätte Rufus sie vernichtet.

Nein, Rufus kam als Verbündeter nicht in Frage…

Die drei Dämonen erreichten das Ende des Kellers. Hier gab es eine Tür, die ins Nachbarhaus führte.

»Abgeschlossen!« keuchte Cula.

»Na und? Aufbrechen!« bellte Zapor Xant.

Josin machte es. Mit einem Magiestoß zertrümmerte er das Schloß. Die Tür flog auf. Die Dämonen rannten weiter.

Polizeisirenen!

Zapor Xant fluchte. Er trieb seine Brüder zu größter Eile an. Sie stürmten die Treppe hoch. Ein zweiter Streifenwagen brauste heran. Cula, Josin und Zapor Xant stürzten aus der Haustür. Um die Ecke wurde die Menschenansammlung immer größer.

Niemand sah das Dämonen-Trio, das sich hier aus dem Staub machte. In einem Gewirr von schmalen Straßen tauchten Zapor Xant und seine Brüder unter. Geschafft. Die Polizei hatte sie nicht erwischt. Aber sie waren aufgeflogen. In ihr Haus konnten sie nicht mehr zurückkehren.

Sie hatten keine feste Bleibe mehr, und das hatten sie Cula zu verdanken.

Zapor Xant durfte nicht daran denken, sonst stieg in ihm gleich wieder die kalte Wucht hoch.

Sie kamen an einem Brunnen vorbei. Aus einem steinernen Fischmaul schoß ein glitzernder Wasserstrahl in ein ovales Becken.

»Wasch dir das Blut ab!« verlangte Zapor Xant. »Oder willst du für noch mehr Aufsehen sorgen?«

Cula beugte sich über den Beckenrand. Er hatte kein Spiegelbild im Wasser. Mit beiden Händen schaufelte er sich das Naß ins Gesicht. Die mörderischen Krallen an seinen Fingern hatten sich zurückgebildet. Das Blut war auch aus seinen Augen gewichen. Er sah nun wieder halbwegs wie ein Mensch aus. Aber wie ein häßlicher Mensch.

Sobald er sauber war, sagte Zapor Xant: »Weiter!«

»Wohin?« fragte Josin.

»Erst mal fort aus der Gegend. Dann werden wir weiter überlegen.«

***

Vladek Rodensky fiel sichtlich ein Stein vom Herzen. Er atmete erleichtert auf. Ein dankbares Lächeln huschte über seine Züge.

»Das war verdammt knapp.«

Ich stand noch irgendwie unter Schock. Langsam ließ ich die Waffe sinken, mit der ich die Dämonin fertiggemacht hatte.

»Sag mal, du hast sie wohl nicht alle!« stieß ich aufgeregt hervor.

Vladek kam auf mich zu. »Wieso?«

»Du gehst mit mir hierher und hast nicht mal eine Waffe bei dir?«

Der Brillenfabrikant lächelte verlegen. »Sie befindet sich in meiner Villa in Wien.«

Ich nickte grimmig. »Dahin gehört sie auch. Recht weit weg von dir. Dazu hast du sie schließlich gekauft, nicht wahr?«

»Ich kam nach London, um meine neue Brillenkollektion vorzustellen, Tony.«

»Es kann immer zu einem Zwischenfall kommen.«

»Ich wollte keine Schwierigkeiten bei der Einreise haben.«

»Ein Anruf bei Tucker Peckinpah hätte genügt…«

»Das weiß ich. Okay, ich sehe ein, daß es unklug war, die Mauser zu Hause zu lassen. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Ich schüttelte den Kopf und schaute meinen Freund vorwurfsvoll an. »Du bist sehr leichtsinnig, Vladek. Das hätte dich beinahe das Leben gekostet.«

»Ich werde mich bessern, das verspreche ich.«

»Warum hast du kein Wort gesagt, daß du unbewaffnet bist?«

»Ich dachte, es wäre nicht nötig, mit der Artillerie aufzufahren. Wir wollten uns hier doch bloß ein wenig umsehen.«

»Dieser Irrtum wäre dir fast zum Verhängnis geworden.«

»Reden wir nicht mehr darüber, Tony«, bat Vladek. »Ich sehe meinen Fehler ein und werde ihn nicht wiederholen.«

»Hier.« Ich drückte ihm meinen Colt Diamondback in die Hand.

Er blickte auf den Revolver. »Und du?«

»Vor dir steht ein wandelndes Waffenarsenal«, gab ich grinsend zurück und zeigte ihm meine Schätze: den magischen Ring, den magischen Flammenwerfer, den Dämonendiskus und die superflache Weihwasserpistole, die nach Professor Lance Selbys Idee von einem Fachmann angefertigt worden war.

»Sicher bist du ebenso überrascht wie ich, daß hier schwarze Mächte im Spiel sind«, stellte Vladek Rodensky fest.

»Du sagst es. Das ist kein gewöhnlicher Kriminalfall mehr. Was da läuft, dafür bin ich zuständig.«

»Die Dämonin war Mira Montero«, sagte Vladek. »Vermutlich die Tochter des Leichenbestatters.«

»Kein Wunder, daß Marion Guiness dieser Mann unheimlich vorkam. Garantiert ist auch er ein Schwarzblüter.«

»Ich bin sicher, er hat die Leiche geklaut.«

»Ich auch.«

»Aber warum? Was für einen Grund hatte er, das zu tun? Was bezweckt er mit dem Diebstahl? An Geld ist er wahrscheinlich nicht interessiert.«

»Das Motiv liegt im schwarzen Bereich«, sagte ich.

»Mort Montero wird uns Rede und Antwort stehen müssen.«

»Sehr richtig. Wir werden hier auf ihn warten. Aber sieh dich diesmal vor. Immer hat man nicht so viel Glück wie du vorhin.«

Vladek wedelte mit dem Colt Diamondback. »Nun steht mir ja ein mit Silberkugeln geladener Ballermann zur Verfügung. Damit kann ich Mort Montero ganz schön einheizen.«

»Wenn ich nicht etwas entdeckt hätte, was ich dir zeigen wollte… Mira Montero hätte dich geschafft, mein Junge.«

»Ich weiß. Aber wir wollten doch nicht mehr darüber rede, Tony.«

»Ich kann mir denken, daß du das nicht gern hörst.«

»Man streut als guter Freund in eine offene Wunde nicht auch noch Pfeffer«, erwiderte der Brillenfabrikant.

»Na schön, Schwamm drüber.«

»Was hast du entdeckt?« wollte Vladek Rodensky wissen.

»Ich zeig's dir«, sagte ich und verließ mit ihm das Sarglager.

Schon einmal war aus einem gewöhnlichen Kriminalfall ein Fall für mich geworden. Tucker Peckinpah hatte mich damals gebeten, einen bestialischen Mord aufzuklären und schon nach kurzem stieß ich auf die gefährliche Drachenbande. Die Parallelen fielen mir ein, während ich mit Vladek Rodensky durch das Bestattungsinstitut eilte. [2]

In der Puppenwerkstatt stieß mein Freund einen leisen erstaunten Pfiff durch die Zähne aus. »Donnerwetter«, sagte Vladek. »Das ist der Beweis, daß Mort Montero hinter dem Leichendiebstahl steckt. Aber wo ist der Tote? Hier im Institut?«

»Vielleicht. Ich wollte dir den Vorschlag machen, mit mir gemeinsam nach Chuck Guiness' sterblicher Hülle zu suchen.«

»Vorschlag angenommen«, sagte Vladek.

Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir wähnten uns allein im Bestattungsinstitut, doch das waren wir nicht mehr.

Mort Montero und seine Gehilfen waren zurückgekehrt!

***

Der Stadtteil hieß Finsbury. Das Dämonen-Trio saß in einer kleinen Grünanlage auf einer verwitterten Holzbank. Zapor Xant starrte mit grimmiger Miene Löcher in die Luft. Cula und Josin störten ihn nicht dabei. Sie hingen alle stumm ihren Gedanken nach. Jeder versuchte etwas auszubrüten.

Schlupfwinkel hatten sie keinen mehr.

Das war zwar ärgerlich, aber keine allzu große Tragödie. Es gab genug leerstehende Häuser, in die sie sich einnisten konnten. Sollten Penner und Junkies davon schon Besitz ergriffen haben, würden sie sie töten.

Ein neues Versteck zu finden, war kein Problem.

Zapor Xant ärgerte sich nur darüber, daß er in seine gewohnte, vertraute Umgebung nicht mehr zurückkehren konnte, aber damit mußte er sich nun wohl oder übel abfinden.

»Für heute brauchen wir eigentlich kein Versteck«, sagte Josin.

»Wir werden einen Großteil der Nacht in der Ruine Death Stone verbringen.«

»Die Monteros werden auch da sein«, sagte Cula knurrend. »Ich hasse diese verdammte Sippe. Können wir mit ihr nicht endlich kurzen Prozeß machen?«

»Das werden wir tun, sobald sich der Schädel des schwarzen Druiden in unserem Besitz befindet«, erwiderte Josin.

»Die Monteros werden verbissen darum kämpfen«, sagte Cula.

»Wir werden mit ihnen fertig«, behauptete Josin zuversichtlich.

»Wie wär's, wenn wir ihre Zahl jetzt schon dezimieren würden?«

schlug Cula vor. »Dann hätten wir es in Death Stone leichter.«

»He«, rief Josin begeistert aus. »Das ist eine großartige Idee. Was hältst du davon, Zapor Xant?«

Der Angesprochene richtete seinen durchdringenden Blick auf seine Brüder. »Vielleicht sollten wir das tun.«

»Nicht bloß vielleicht«, sagte Josin tatendurstig. »Wir tun es!«

***

Sie waren plötzlich da. Eine böse Überraschung. Zu dritt standen sie vor uns. Lebensbedrohend. Mit rot glühenden Augen.

Schmerzen peinigten uns. Schon einmal hatte uns der Glutblick zugesetzt. Jetzt wurde die auf uns einstürmende Magie aber mit drei multipliziert. Sie rief eine qualvolle Lähmung in uns hervor.

Mort Montero bleckte die Zähne. »Wer seid ihr? Was habt ihr hier zu suchen?«

»Ich bin Tony Ballard«, antwortete ich. Der Glutblick trieb mir den Schweiß aus allen Poren.

»Der Dämonenhasser!« stellte Montero überrascht fest.

»Genau.«

»Und wie ist dein Name?« Die Frage war an meinen Freund gerichtet.

»Rodensky. Vladek Rodensky!« keuchte der Brillenfabrikant. Er war von der Begegnung mit Mira Montero noch geschwächt, deshalb litt er unter dem neuerlichen Glutblick mehr als ich. Er schwankte und konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten.

Mein Name war in der Dämonenwelt bekannt.

Kein Wunder, ich bekämpfte die schwarze Macht seit vielen Jahren und hatte ihr schon unzählige Niederlagen bereitet.

Ich war ihr erbittertster Feind.

Wenn ich Mr. Silver bei mir gehabt hätte, hätten die Dämonen nicht so mit uns umspringen können. Der Ex-Dämon hätte es ihnen tüchtig gegeben. Aber der Hüne mit den Silberhaaren durfte zur Zeit nicht von Roxanes Seite weichen, denn darauf wartete Mago, der Schwarzmagier, ja nur.

Ich mußte ohne Mr. Silver auskommen.

Der Ex-Dämon war meine stärkste Waffe im Kampf gegen die Feinde aus der Finsternis, und diese Waffe stand mir im Moment nicht zur Verfügung. Vladek und ich mußten uns selbst helfen.

Aber wie?

Eine schmerzhafte Lähmung zwang uns, stillzustehen. Weder Vladek noch ich war imstande, eine Waffe gegen die drei Dämonen zu richten. Sie hatten uns völlig in ihrer Gewalt.

»Wieso kommt ihr hierher?« wollte Mort Montero wissen.

»Mußt du das wirklich fragen?« gab ich heiser zurück. »Du hast Chuck Guiness' Leiche gestohlen!«

Montero lachte schnarrend. »Dir kann man aber auch gar nichts verheimlichen, Tony Ballard!«

»Ich bin eben clever.«

»Zu clever«, sagte der Dämon. »Dadurch sitzt du jetzt in der Falle. Rechne nicht damit, daß du hier lebend rauskommst. Faku, Poll und ich werden uns goldene Sporen verdienen, wenn wir dich fertigmachen. Die Hölle ist schon seit langem scharf auf dich. Endlich gehst du vor die Hunde.«

»Du hast den Toten beiseite geschafft und durch eine Puppe ersetzt«, sagte ich.

»Sehr richtig«, gab Mort Montero unumwunden zu. Er war sogar stolz darauf.

»Warum hast du das getan?« wollte ich wissen.

»Zu deiner Information«, erwiderte Mort Montero. »Es ist nicht zum erstenmal geschehen. Wir hatten diesmal nur das Pech, daß dieser tölpelhafte Sargträger stolperte, sonst hätte wieder niemand etwas davon bemerkt.«

»Du hast schon mehrere Leichen gestohlen?« fragte ich erstaunt.

»Allerdings«, gab Montero gleich wieder zu. Was hatte er zu befürchten? Ich konnte ihm mit meinem Wissen ohnedies nicht mehr schaden.

»Wo befinden sich die Toten? Hier im Institut?«

»Nein.«

»Wo denn?«

»In der unheiligen Dimension.«

»Du hast sie dorthin geschafft?«

Mort Montero nickte. »Wir alle zusammen haben es getan.«

»Aus welchem Grund?«

»Ich bin dabei, eine schwarze Armee aufzustellen. Bald schon werden die Toten aus der unseligen Dimension zurückkehren, Tony Ballard. Versehen mit schwarzen Seelen. Sie werden mir bedingungslos gehorchen. Du kannst dir vorstellen, was da auf London zukommt.«

Ja, das konnte ich mir vorstellen, und mich schauderte bei dieser Horror-Vision. Wie sollte ich das verhindern? Wenn die Toten kamen, würde ich nicht mehr leben. Ich sollte hier und heute sterben. Und Vladek Rodensky mit mir!

»Wir befinden uns auf der Siegerstraße, Tony Ballard!« tönte der Dämon. »Niemand kann uns aufhalten. Meine Sippe wird die Nummer eins in dieser Stadt. Nicht einmal Zapor Xant und seine Dämonenbrüder können das verhindern, denn Rufus hat uns einen großartigen Tip gegeben.«

Rufus!

Der Dämon mit den vielen Gesichtern!

Dieser Höllenbastard zog wieder einmal im Hintergrund seine Fäden. Oft schon hatte ich ihn bekämpft. Es war niemals leicht gewesen. Mr. Silver und ich hatten ihn auch schon einige Male in die Enge getrieben, und jedesmal hatten wir geglaubt, ihn endlich vernichten zu können.

Aber Rufus beherrschte einen einmaligen Trick.

Wenn es für ihn keinen Ausweg mehr gab, zerstörte er sich selbst und stand später wie Phönix aus der Asche wieder auf. Nur wenn es gelang, ihn vorher zu zerstören, war er erledigt. Das hatte er aber

bisher immer zu verhindern gewußt.

Und er war vorsichtiger geworden. Er mied den unmittelbaren Kontakt mit uns, diese feige Kreatur. Er zog es vor, die andern agieren zu lassen und selbst im Hintergrund zu bleiben.

Ich hatte gehofft, ihn irgendwann einmal zur Strecke bringen zu können, doch nun sah es danach aus, als würde ich zu nichts mehr fähig sein. Die Dämonenblicke folterten uns und bannten uns auf den Fleck. Verflucht, wir hatten zwar Waffen, aber wir konnten sie nicht gegen Mort Montero, Faku und Poll einsetzen.

Es hatte ganz den Anschein, als ob wir diesmal dran wären.

»Was habt ihr von Rufus für einen Tip bekommen?« fragte ich.

Und Mort Montero antwortete bereitwillig: »Kennst du die Ruine Death Stone?«

»Ja.«

»Du weißt, wer da in grauer Vorzeit gehaust hat?«

»Der schwarze Druide«, sagte ich.

»Sehr richtig, und sein Kopf befindet sich heute noch da. Wer ihn sich holt, dem steht eine unwahrscheinlich große schwarze Macht zur Verfügung. Wir werden den Druidenschädel in unseren Besitz bringen und die neu gewonnene Macht als erstes gegen Zapor Xant und seine Brüder Cula und Josin einsetzen. Mit Hilfe des Druidenschädels werden wir unsere Feinde vernichtend schlagen, und anschließend werden wir diese schwarze Waffe gegen die Menschen einsetzen. Das ist ganz in Rufus' Sinn.«

Ja, das stimmte. Leid, Not und Pein konnten nicht zu knapp über die Menschen kommen. Je mehr, desto lieber war es dem Dämon mit den vielen Gesichtern. Er heizte den Höllenkampf immer wieder aufs Neue an, gab ihm grausame Impulse und erfand immer wieder neue Gemeinheiten, um Angst und Schrecken in die Welt zu tragen.

Asmodis konnte mit ihm zufrieden sein.

Er war sehr emsig.

»Wo ist Mira, meine Tochter?« fragte Mort Montero unvermittelt.

»Seid ihr ihr nicht begegnet?«

»Doch.«

»Und?«

Ich wollte ihm wehtun, wollte ihn schmerzhaft treffen, deshalb antwortete ich hart: »Ich habe sie getötet. Sie bekam von mir eine geweihte Silberkugel genau zwischen die glühenden Augen!«

Das saß. Der Dämon heulte auf. Die Bindung zu seiner Tochter schien sehr eng gewesen zu sein. Ich hatte sie zerrissen. Mort Montero schleuderte mir seinen Haß entgegen. Einen Augenblick sah es danach aus, als wollte er sich auf mich stürzen. Er hätte mich zerreißen oder sonstwas mit mir anstellen können, aber das schien ihm ein zu schneller Tod für mich zu sein.

Ich sollte langsam sterben.

Qualvoll.

Die Todesangst sollte mich an den Rand des Wahnsinns treiben.

Und Vladek Rodensky sollte mein Schicksal mit mir teilen.

Der Dämon wich zurück. Mit ihm setzten sich Faku und Poll von uns ab. Was würde geschehen? Ein unangenehmes Prickeln durchlief meine Glieder.

»Das wirst du büßen, Tony Ballard!« fauchte Mort Montero.

Er richtete seine brennenden Augen kurz auf den Boden. Ich hatte sofort das Gefühl, auf einem weichen Untergrund zu stehen.

Der Boden wurde zähflüssig, breiig wie ein Sumpf. Er gab unter meinem Gewicht nach. Ich bemerkte, wie meine Füße einzusinken begannen, und begriff, was für ein schreckliches Ende uns Mort Montero zugedacht hatte.

Wir sollten rettungslos in diesem magischen Sumpf versinken, qualvoll darin ersticken. Ein Entkommen war unmöglich.

»Euer Tod wird furchtbar sein«, kündigte Mort Montero an, und ich glaubte ihm jedes Wort.

***

Ian Ekenberry war ein Träumer, ein Phantast. Er liebte das Mysteriöse, das Abenteuer, und er verschlang die Berichte über Aussteiger, die den Mut aufgebracht hatten, den gesellschaftlichen Rahmen, in den sie gepreßt worden waren, zu sprengen, die Ketten des Alltagszwanges abzustreifen und irgendwo neu anzufangen.

In der Südsee, am Nordpol – egal wo. Freiheit, das war für Ian Ekenberry das wertvollste Gut eines Menschen, und so wenige besaßen sie. Die andern steckten in der Tretmühle. Manche belogen sich selbst und behaupteten, so frei zu sein, wie sie wollten, aber der Zwang der Gesellschaft knechtete sie genauso wie alle andern.

Es gehörte viel Mut dazu, auszusteigen.

Ian Ekenberry hatte ihn nicht. Aber er bewunderte jene, die ihn besaßen.

Damit sein Leben halbwegs erträglich war, zog er sich in seine Spinnereien zurück. Er träumte vom großen Reichtum, der ihn unabhängig machen würde, nahm an allen Glücksspielen und Preisausschreiben teil, auf die er aufmerksam wurde, gewann aber nicht einmal einen Trostpreis, was ihn jedoch nicht daran hinderte, weiter zu phantasieren.

Einmal, sagte er sich fast jeden Tag, einmal wirst du reich sein.

Es gab jemanden, der genauso dachte wie er: sein Freund Bruce Perkins.

Gleich und gleich gesellt sich gern, sagt man, und das stimmte.

Perkins und Ekenberry waren unzertrennliche Freunde. Sie hatten

dieselben Interessen, die gleichen Ansichten und träumten beide vom ganz großen Glück, das es ihnen ermöglichen sollte, ein sorgloses Leben zu führen.

Der Zufall spielte Bruce Perkins ein uraltes Buch in die Hände.

Von alten vergessenen Schätzen war darin die Rede, versunken auf dem Meeresgrund oder tief vergraben in der Erde. Es gab sogar Skizzen in dem Buch. Ungenau und ungeschickt angefertigt, aber Ekenberry und Perkins waren davon sehr angetan. Gemeinsam studierten sie die Berichte, die in einer Sprache abgefaßt waren, wie man sie heute nicht mehr verwendete.

Sie stießen dabei auf einen Schatz, der in einer Burg namens Death Stone vergraben sein sollte.

Ekenberry und Perkins begannen sogleich mit ihren Recherchen, denn die Burg – inzwischen zur Ruine geworden – stand vor den Toren Londons, also mühelos erreichbar für die Freunde. Sie legten einen Eifer an den Tag, der seinesgleichen suchen konnte. Jede freie Minute verwendeten sie für die Vorbereitungen. Pickel, Schaufel, Spaten und Hacken kauften sie. Eine Menge Geld steckten sie in die Ausrüstung, und als sie alles beisammen hatten, setzten sie den Tag fest, an dem sie mit der Schatzsuche beginnen würden.

Endlich war es soweit.

Ian Ekenberry ging in seiner Wohnung nervös auf und ab. Er war groß, hatte langes, blondes, strähniges Haar, unstete Augen und ein schmales Gesicht. 25 Jahre war er alt. Alle seine Schulkameraden waren schon verheiratet, hatten bereits eine Familie gegründet, doch danach stand ihm nicht der Sinn. Familie, das bedeutete für ihn zusätzliche Ketten, und er wollte doch frei sein, deshalb würde er sich nie binden.

Oder vielleicht dann, wenn er es sich leisten konnte.

Wenn er die Augen schloß, sah er eine morsche alte Truhe vor sich stehen. Er konnte im Geist sogar den Deckel heben, und Geld und Juwelen funkelten ihm dann entgegen. Er hatte eine sehr rege Phantasie. Seiner Meinung nach brauchte man die, wenn man in dieser hektischen Zeit bestehen wollte.

In der Diele stand alles, was er mitnehmen wollte.

Auch ein Rucksack mit Proviant und ein Schlafsack warteten darauf, mitgenommen zu werden. Es konnte sein, daß sie tagelang graben mußten, aber das machte Ian Ekenberry nichts aus. Er war bereit, die schlimmste Schinderei auf sich zu nehmen, winkte doch am Ende der immense Reichtum.

Daß das Buch von einem ähnlichen Träumer wie ihm geschrieben worden sein könnte, darauf kam er nicht. Er nahm alles, was darin stand, für bare Münze, und er war bereit, hart für den größten Erfolg in seinem Leben zu arbeiten.

Auf der Straße hupte ein Auto.
Ian Ekenberry eilte zum Fenster.
Unten stand ein blaumetallicfarbener Talbot 1510. Bruce Perkins stieg aus. Mittelgroß, leicht rundlich – ein Pykniker mit Bart. Er grinste herauf. »Bist du soweit, Ian?«
»Klar. Seit einer halben Stunde schon.«
»Ich konnte nicht früher kommen.«
Immer diese Zwänge! dachte Ekenberry. »Hilfst du mir beim Runtertragen?«
»Selbstverständlich.« Bruce Perkins trat ins Haus.
Ian Ekenberry schloß das Fenster. Er eilte in die Diele, öffnete die Tür. Auf der Treppe waren schon Bruces Schritte zu hören. Ekenberry schaffte alles, was er mitnehmen wollte, aus der Wohnung.
Die Freunde begrüßten einander mit Handschlag. Perkins war etwa fünf Jahre jünger als Ekenberry und gleichfalls ledig. Sie brauchten auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Da sie Urlaub hatten, konnte die Schatzsuche vier Wochen dauern, das spielte überhaupt keine Rolle. Wenn sie schon früher auf Gold stießen, waren sie aber bestimmt nicht traurig.
»Mensch, bin ich aufgeregt«, sagte Ian Ekenberry.
»Nicht mehr als ich«, gab Bruce Perkins grinsend zurück. »Meine Handflächen sind ständig feucht.«
»Du hast dich doch hoffentlich an unsere Abmachung gehalten.«
»Wie?«
»Zu keinem ein Wort.«
»Ach so, ja, natürlich, daran habe ich mich gehalten.«
»Wir wollen schließlich mit keinem Rattenschwanz Neugieriger die Ruine aufsuchen, nicht wahr?«
»Logo. Der Schatz wird durch zwei geteilt. Was anderes kommt nicht in Frage.«
»Du sagst es.« Ekenberry schloß die Wohnungstür ab und steckte die Schlüssel ein.
Perkins packte wahllos ein paar Dinge und lief damit die Treppe hinunter. Er öffnete die Heckklappe seines Fahrzeugs. Dadurch, daß er die hintere Lehne der Sitzbank umgelegt hatte, hatte er den Kofferraum ums Doppelte vergrößert.
»Donnerwetter, der Wagen faßt ja beinahe so viel wie ein LKW«, sagte Ekenberry. »Wie ist die Maschine?«
Perkins besaß das Auto erst seit ein paar Tagen. Zuvor hatte er einen rostzerfressenen, sechs Jahre alten Peugeot 504 L gehabt.
»Er ist zwar nicht so stark wie der Peugeot«, sagte Perkins, »aber dafür schluckt er auch wesentlich weniger Benzin.«
»Auch ein Vorteil.«
»Kann man wohl sagen, bei den Treibstoffpreisen.«

»Mir kommt bei diesem Thema die Galle hoch«, brummte Ekenberry verdrossen und half dem Freund beim Einräumen.

»Denkst du, mir nicht? Wohin man schaut – steigende Preise und korrupte Politiker. Manchmal frage ich mich, wie das enden wird.«

»Mit ‘nem großen Knall, ist doch klar. Hoffentlich befinden wir uns zu diesem Zeitpunkt bereits weit genug weg vom Schuß.«

Sie stiegen ein und fuhren los. Zwanzig Minuten später erreichten sie die Stadtgrenze. Danach war es nicht mehr weit bis zur Ruine Death Stone.

Sie stand auf einem bewaldeten Buckel. Eine unbefestigte Straße schlängelte sich zu ihr hoch. Der Vorderradantrieb zog den Talbot hinauf, und bald hatten die Freunde die nackten Mauerfragmente von Death Stone vor sich.

»Hast du das Buch dabei?« fragte Ian Ekenberry.

»Denkst du, ich habe Puderzucker im Kopf? Klar habe ich es mitgenommen.«

»Ich frag’ ja nur«, sagte Ekenberry und leckte sich aufgeregt die Lippen. Sein Blick huschte über die bizarren Mauerteile.

»Der Zahn der Zeit hat verdammt gründlich an dieser Burg genagt«, sagte Bruce Perkins.

»Nichts hält eben ewig. Das sollten wir beide uns stets vor Augen halten«, meinte Ekenberry. »Auch uns wird man eines Tages begraben.«

Perkins grinste. »Bis dahin erwarte ich aber noch einiges vom Leben.«

»Genau wie ich. Mann, wir beide verstehen uns, was?«

»Blendend«, sagte Perkins und stieg aus.

Der Wind strich über den hohen Mischwald. Es rauschte leise.

Ansonsten herrschte Stille. Kein Vogel sang. Kein Specht klopfte gegen Holz. Es schien in der Nähe von Death Stone überhaupt keine Tiere zu geben.

Das hätte Ian Ekenberry und Bruce Perkins eigentlich zu denken geben müssen, doch ihnen kam diesbezüglich nichts in den Sinn.

Sie zweifelten keinen Moment daran, das Richtige zu tun.

Sie waren davon überzeugt, die größte Tat ihres Lebens zu begehen.

Heute sollte die große Wende in ihrem Leben kommen.

Heute sollte der Grundstein für ihre Zukunft gelegt werden.

Sie ahnten nicht, was wirklich auf sie zukam. Woher hätten sie es auch wissen sollen?

»Ich schlage vor, wir machen erst mal einen Rundgang, bevor wir den Kofferraum ausräumen«, sagte Perkins.

»Einverstanden. Nimm das Buch mit.«

Perkins holte es. Burgen, Schlösser und Ruinen waren an und für sich beliebte Ausflugsziele der Londoner. Death Stone wurde jedoch gemieden. Auch das hätte das Mißtrauen der Freunde wecken müssen,

tat es aber nicht.

Perkins schlug das abgegriffene, in braunes Schweinsleder gebundene Buch auf. Ein rotes Bändchen diente als Lesezeichen. Perkins hatte die Skizze mit einem Griff. Sie ging über zwei Seiten, zeigte einen Aufriß und einen Grundriß von der noch intakten Burg.

Die Freunde traten durch das Nordtor ein. Sie machten sich kaum Gedanken über das unangenehme Gefühl, das sie dabei beschlich, vermuteten, daß es von ihrer hochgradigen Aufregung kam.

Schattige Winkel, düstere Nischen, Mauerteile, die wie warnend erhobene Finger Richtung Himmel ragten. Dazwischen Torbögen, kurze Gänge, Stufen, die entweder hinauf oder hinunter führten.

Ian Ekenberry und Bruce Perkins orientierten sich mit Hilfe des Plans.

»Ziemlich ungenau«, brummte Ekenberry.

»Das macht nichts. Die ungefähre Stelle, an der der Schatz vergraben ist, kennen wir. Sollte der erste Versuch fehlschlagen, graben wir daneben weiter. Sollten wir auch da kein Glück haben, rücken wir noch ein Stück weiter. Wenn es sein muß, graben wir hier alles um, Ian. Eines steht fest, mein Freund: Diese Ruine verlassen wir nicht ohne den Schatz!«

***

Zapor Xant und seine Brüder legten sich in der Nähe des Bestattungsinstituts auf die Lauer. Sie standen in der Einfahrt eines baufälligen Backsteinhauses und peilten aufmerksam die Lage.

»Wie gehen wir's an?« wollte Cula wissen.

Zapor Xant warf ihm einen grimmigen Blick zu. »Du weißt, daß du eine Menge gutzumachen hast!«

»Ich werde mir Mühe geben«, versprach Cula.

»Was haltet ihr davon, einfach hineinzugehen und über die Monteros herzufallen?« fragte Josin.

Zapor Xant schüttelte unwillig den Kopf. »Im Institut sind sie uns gegenüber im Vorteil. Das Bestattungsunternehmen ist ihr schwarzer Stützpunkt. In ihm können sie sich besser entfalten als wir. Aggressoren haben dort drinnen nur geringe Chancen. Besser, wir warten, bis sie herauskommen.«

»Das kann Stunden dauern«, sagte Cula.

»Na wenn schon«, herrschte Zapor Xant ihn an. »Wir haben doch Zeit, oder?«

»Ich dachte, wir wollen noch nach Death Stone.«

»Es genügt, wenn wir um Mitternacht da sind.«

»Hoffentlich bleibt der Himmel ohne Wolken«, sagte Josin und richtete seinen Blick nach oben.

»Hey«, sagte plötzlich Zapor Xant aufgeregt. Die DämonenBrüder

zogen sich rasch zurück. Faku trat soeben aus dem Bestattungsinstitut. Er schaute nach rechts und links und ging dann die Straße entlang.

Zapor Xants häßliches Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Wenn ich ein Mensch wäre, würde ich sagen: Den schickt uns der Himmel. Wir heften uns natürlich sofort an seine Fersen, und bei der erstbesten Gelegenheit fallen wir über ihn her und machen ihn fertig. Mort Montero hält große Stücke auf ihn. Der Verlust wird ihn erschüttern.«

Das Dämonen-Trio trat aus der Hauseinfahrt und folgte dem Feind.

***

Faku befand sich in einer Hochstimmung. Er konnte es kaum erwarten, bis die Nacht anbrach. Sie würden sich den Schädel des schwarzen Druiden holen und von diesem Moment an unschlagbar sein. Er bedauerte, daß Mira Montero diesen Triumph nicht mehr miterleben konnte, und sein Haß richtete sich gegen Tony Ballard, der das Mädchen vernichtet hatte. Aber die Strafe, die ihm Mort Montero zugedacht hatte, würde grausam genug sein.

Miras Verlust traf Faku dennoch nicht so schmerzhaft wie Poll, denn der hatte sich Chancen bei dem Mädchen ausgerechnet.

Vielleicht hätte es im nächsten Jahr eine Dämonenhochzeit gegeben.

Nun, daraus würde nichts mehr werden.

Poll würde sich nach einer anderen Dämonenbraut umsehen müssen.

Wenn sie erst mal den Druidenkopf besaßen, würden sie in der Dämonenhierarchie weit nach oben steigen, und weibliche Dämonen würden sich um sie reißen, um an ihrer Seite die Macht genießen zu dürfen.

Faku bog um die Ecke.

Die kommende Nacht war eine Nacht der großen Entscheidungen. Mort Montero würde den Kopf des schwarzen Druiden bestimmt sofort gegen Zapor Xant und seine Brüder einsetzen, damit dieses lästige Übel endlich aus der Welt geschafft war.

Faku lachte in sich hinein.

Das Dämonen-Trio war jetzt schon so gut wie verloren. Aber Zapor Xant, Cula und Josin wußten nichts davon, und das war gut so.

Faku warf beiläufig einen Blick zurück.

Da blieb ihm sein schwarzes Dämonenherz vor Schreck stehen.

Er sah das verdammte Trio, an das er soeben gedacht hatte. Die Dämonen-Brüder waren hinter ihm her, darüber gab es keinen Zweifel.

Faku fluchte und fing an zu laufen.

Zapor Xant und seine Brüder hetzten hinter ihm her. Er jagte in eine schmale Straße hinein, warf einen Gullydeckel hoch und hoffte, im Ganglabyrinth der Kanalisation seinen Verfolgern entkommen zu

können…

***

Mit Spitzhacke, Spaten und Schaufel wühlten sich Ian Ekenberry und Bruce Perkins in den harten Boden. Sie arbeiteten abwechselnd, teilten sich ihre Kräfte gewissenhaft ein, denn es war mehr als ungewiß, ob sie gleich beim ersten Versuch auf die Schatztruhe stoßen würden.

Ekenberry stand bis zur Hüfte in der Grube. Er lockerte mit der Spitzhacke das Erdreich und beförderte es mit der Schaufel heraus.

Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn.

Perkins lehnte an einer kahlen, unregelmäßigen Mauer und rauchte eine Zigarette. Keine Sekunde zweifelte er daran, daß sie Erfolg haben würden. Es war nur eine Frage der Zeit und der Geduld.

Er blickte auf seine Uhr. Die Grabzeiten waren genau eingeteilt.

Alle fünfzehn Minuten wurde gewechselt. Die letzten Sekunden vertickten. Perkins schnippte die Zigarette fort und begab sich zu seinem Freund.

»Jetzt bin ich wieder an der Reihe, Ian.« Er streckte ihm die Hand entgegen und zog ihn aus der Grube.

Ekenberry keuchte. »Da kommt man ganz schön ins Schwitzen, mein Lieber.«

»Wir wußten, was wir auf uns nehmen.«

»Die Sache ist es wert, sich zu plagen«, sagte Ekenberry und bog sein Kreuz durch, das leicht zu schmerzen begann. Er war diese Arbeit nicht gewöhnt und nahm sich vor, nicht mehr ganz so wild zu buddeln. Wer wußte, wie lange die Kräfte noch ausreichen mußten.

Perkins sprang in die Grube und griff nach dem Spaten. Aber er begann nicht zu graben.

»Ist was?« erkundigte sich Ekenberry.

»Ich weiß nicht, aber mir kommt es so vor, als beobachtet uns jemand.«

»Das Gefühl hatte ich auch schon. Du bildest es dir ein, Bruce. Hier ist weit und breit keine Menschenseele.«

Das stimmte.

Aber jemand anders war da…

***

Als Faku startete, zischte Zapor Xant: »Er will abhauen!«

»Er darf uns nicht durch die Lappen gehen!« preßte Josin aufgeregt hervor.

»Ihm nach!« rief Zapor Xant.

Sie hetzten hinter Faku her, sahen, wie er einen Gullydeckel öffnete und gleich darauf in dem engen Schacht verschwand. Das Kanalsystem bestand aus einem Gewirr von Gängen und Stollen. Es gab Hunderte von Möglichkeiten, sich zu verstecken. Das wollte Faku ausnützen.

»Das hat er sich so gedacht!« keuchte Zapor Xant. »Aber da spielen wir nicht mit!«

Sie erreichten den offenen Kanalschacht. Zapor Xant war der erste, der hinabkletterte. Cula folgte ihm. Josin bildete das Schlußlicht.

Unten rauschte die Kloake an ihnen vorbei. Eine graubraune Brühe. Widerlich stinkend. Doch die Dämonen nahmen den üblen Geruch nicht wahr. Sie konzentrierten sich ausschließlich auf die Verfolgung des Feindes, dem sie nach dem Leben trachteten.

Faku mußte sterben.

Damit beraubten sie Mort Montero einer wichtigen Stütze. Man konnte in Poll und Faku gewissermaßen Leibwächter sehen, die sich bei Gefahr schützend vor Montero stellten. Wenn man Mort Montero dieses Schutzes beraubte, wenn man ihm seine Deckung wegnahm, war er leichter zu verletzen.

Deshalb durfte Faku sein Leben nicht behalten.

Faku wußte das.

Ihm war klar, daß er um sein Leben rannte. Laut hallten seine Schritte von den Stollenwänden wider. Er kletterte über eine Mauer, turnte an einer Leiter hinunter, übersprang einen breiten Kloakenstrom und watete durch ein Sammelbecken, in dem die Brühe aufgefangen wurde.

Zapor Xant und seine Brüder ließen sich nicht abschütteln. Sie holten auf. Faku gelang es, sich zu verstecken. Irritiert blieben die Dämonen-Brüder stehen. Vor ihnen verästelten sich die Stollen.

Das Dämonen-Trio versuchte den Feind mit seinen Geist-Fühlern zu orten, doch die Fühler stachen ins Leere. Faku hatte damit gerechnet, daß sie das tun würden, und seinerseits Vorkehrungen getroffen.

Zapor Xant war knapp an einem Wutausbruch.

Diesmal konnte er Cula jedoch keine Schuld geben.

»Verdammt! Verdammt! Verdammt!« schrie er. Seine Stimme fegte durch die Kanalisation. Selbstverständlich erreichte sie auch Faku. »Faku, du elender Feigling!« brüllte Zapor Xant. »Wir wissen, daß du dich versteckt hast! Warum kommst du nicht heraus und stellst dich zum Kampf?«

Faku schwieg.

»Es soll ein fairer Kampf sein!« rief Zapor Xant.

»Du kannst dir einen von uns drei aussuchen!« rief Josin.

»Die beiden anderen werden sich nicht einmischen!« versicherte Zapor Xant.

Faku wußte es besser. Sie würden alle drei über ihn herfallen, wenn er sich stellte. Sie waren hinterhältige, gemeine Lügner. Man durfte ihnen kein Wort glauben. Fairneß – im Zusammenhang mit Zapor Xant, Cula und Josin… das war ein Witz.

»Faku, du verfluchtes Stück Dreck!« tobte Zapor Xant. »Ich weiß, daß

du mich hörst! Warum gibst du keine Antwort?«

Zusammengekauert hockte Faku in einem kleinen finsteren Mauerloch und rührte sich nicht. Wenn sie ihn kriegen wollten, mußten sie ihn finden, und das würde ihnen nicht leichtfallen.

»Zum letztenmal, Faku, komm hervor!«

Der Dämon von der Montero-Sippe dachte nicht daran, dieser Aufforderung nachzukommen.

»Nun gut!« rief Zapor Xant. »Wie du willst! Dann werden wir dich eben suchen!«

Zapor Xant wies seinen Brüdern die Stollen zu, in denen sie sich gründlich umsehen sollten. Sie trennten sich. Gewissenhaft nahmen sie sich die Gänge vor. Vor allem Cula war bestrebt, sich keinen Fehler zu erlauben. Er hatte ohnehin schon genug Minuspunkte bei Zapor Xant. Ein Erfolg wäre ihm sehr willkommen gewesen.

Josin wechselte von einem Stollen in den nächsten. Er schickte magische Ströme voraus, die zu ihm wieder zurückkehrten wie die Schallwellen eines Echolots. Doch Faku leitete die Ströme geschickt ab. Dadurch wußte Josin nicht, daß er sich dem Gegner näherte.

Fakus Spannung wuchs.

Mit wirklich nur einem Feind wollte er schon kämpfen, aber nicht gegen alle drei. Er wußte, daß Josin auf dem Weg zu ihm war, und ihm war auch bekannt, daß Josin kräftiger als Cula, aber nicht ganz so stark wie Zapor Xant war. Lieber wäre er gegen Cula angetreten. Aber wenn es sich nicht vermeiden ließ, würde er auch Josin als Gegner akzeptieren.

Die Schritte tappten heran.

Faku spannte seine Muskeln. Wie ein Torpedo wollte er aus seinem Versteck schießen, sobald Josin davor stand.

Josin blieb stehen.

Faku verhielt sich mucksmäuschenstill. Er hatte längst seine dämonischen Kräfte aktiviert, und seine Augen fingen zu glühen an.

Vorerst nur schwach, denn der Glutschein sollte ihn nicht verraten.

Josin drehte sich um.

Hier war Faku nicht. Er machte kehrt und beschloß, sich in Stollen Nummer drei umzusehen. Vielleicht hatte er dort mehr Glück. Vielleicht entdeckten den Feind inzwischen aber auch Cula oder Zapor Xant.

Faku grinste.

So war es ihm natürlich noch lieber. Er scheute zwar nicht unbedingt den Kampf, aber Josin hätte garantiert seine Brüder zu Hilfe gerufen, und wenn er ihn nicht schnell genug hätte töten können, hätte er erst wieder gegen drei Dämonen auf einmal kämpfen müssen.

Faku wartete.

Als er der Meinung war, Josin müsse den Stollen mittlerweile

verlassen haben, kroch er aus seinem Versteck.

Aber Josin war noch da.

Und er erblickte Faku sofort. »Zapor Xant! Cula!« brüllte Josin aus Leibeskräften. »Da ist er!«

***

»Diesmal sitzen wir arg in der Klemme«, stellte Vladek Rodensky sachlich fest. Ich konnte dem nur beipflichten. Es war uns nicht möglich, uns aus dem klebrigen Morast zu befreien. Langsam, aber stetig sanken wir ein. Verbissen versuchten wir, die Beine aus dem schwarzmagischen Schlamm zu ziehen. Vergeblich. Je mehr wir strampelten, desto tiefer rutschten wir.

Nichts befand sich in Reichweite, woran wir uns festhalten konnten.

Irre war das.

Ein Raum, dessen Boden sich für uns zum tödlichen Sumpf verwandelt hatte. Er würde uns verschlingen, wenn uns keine Idee kam, wie wir uns retten konnten.

Vladek steckte schon tiefer im schlammigen Boden als ich. Mir reichte das zähe Zeug erst bis an die Knie. Bei Vladek Rodensky hatte es bereits die Oberschenkelhälfte erreicht. Das kam daher, weil der Brillenfabrikant anfangs wilder als ich versucht hatte, freizukommen. Ich hatte sehr schnell eingesehen, daß mit Strampeln nichts zu erreichen war.

Ich schaute meinen Freund ernst an. »Tut mir leid, Vladek. Ich hätte dich nicht mitnehmen sollen.«

»Unsinn, Tony, ich habe mich doch selbst angeboten. Mach dir deswegen keine Gedanken. Überleg lieber, wie wir hier rauskommen.«

»Was denkst du, was ich die ganze Zeit tue?«

»Haben wir wirklich keine Chance?«

»Anscheinend nicht.«

»Dein Ring. Versuch's mit deinem magischen Ring!«

Ich bückte mich und berührte den Brei mit dem Ring. Es zischte und dampfte. Der Qualm stieg hoch, kroch mir in den Hals, war beißend, nahm mir den Atem, und ich mußte husten.

Die Magie meines Ringes war zu schwach, sie reichte nicht aus, um den tödlichen Sumpf erstarren zu lassen. Gerettet wären wir dadurch auch nicht gewesen, denn wenn der weiche Boden erstarrte, steckten wir in ihm fest und Mort Montero würde sich etwas anderes einfallen lassen, um uns zu vernichten. Festsitzend im erstarrten Boden wären wir ihm weiterhin ausgeliefert gewesen.

Der Hustenanfall wurde immer schlimmer. Ich drohte das Gleichgewicht zu verlieren und vornüber zu kippen. Wenn ich mit dem Gesicht in den Morast fiel, war es jetzt schon aus mit mir.

Ich bäumte mich verzweifelt auf, rang nach Luft und bekam endlich

wieder Sauerstoff in die Lungen. Ich wandte mich meinem Freund zu. »Unsere Aktien stehen verdammt schlecht, Vladek.«

»Abwarten, uns wird schon noch etwas einfallen, Tony«, sagte der Brillenfabrikant aus Wien. Sein Optimismus wirkte schon beinahe krankhaft.

***

Faku sprang auf, wirbelte herum und gab Fersengeld. Josin nahm sogleich die Verfolgung auf. Er war froh, den Feind entdeckt zu haben. Es war ein Fehler gewesen, vorzeitig umzukehren. Das hätte auch danebengehen können. Zapor Xants Wutanfall wäre schrecklich gewesen, wenn ihnen Faku entwischt wäre.

Josin sprintete hinter dem Gegner her.

Zapor Xant und Cula folgten ihrem Bruder. Josin brauchte Faku erst mal nur zu stellen. Erledigen würden sie ihn dann zu dritt. Nie im Leben hatte Zapor Xant daran gedacht, einen Bruder allein gegen Faku kämpfen zu lassen. Er war ihrer aller Feind.

Faku gab sein Letztes.

Viele Hunde sind des Hasen Tod!

Faku war zwar nicht so harmlos wie ein Hase, aber die Dämonen-Brüder waren gefährliche Höllenhunde. Sie hechelten hinter dem Fliehenden her. Faku überwand Mauern, Treppen, Leitern.

Vier Stollen.

Für welchen sollte er sich entscheiden? Es war keine Zeit zum Überlegen. Faku entschied sich für den ersten, und das war ein Fehler, denn der Gang krümmte sich nur und endete dann vor einer dicken Mauer. Fakus Magie prallte dagegen. Sie sollte die Mauer einreißen, schaffte es aber nicht.

Aufgeregt kreiselte Faku herum.

Als erster tauchte Josin auf. Hinter ihm bemerkte Faku Zapor Xant, und auch Cula erblickte er. Die Dämonen-Brüder stellten sich nebeneinander auf. Gemeinsam rückten sie näher. Die Glut in Fakus Augen schwoll an. Ein haßerfülltes Knurren drang aus seinem Rachen.

Er war entschlossen, seine Dämonenhaut so teuer wie möglich zu verkaufen. Wenn er schon sterben mußte, dann wollte er wenigstens einen oder zwei Gegner mitnehmen…

***

Nun steckte ich schon mit der gesamten Länge meiner Beine in dem schwarzmagischen Morast. Vladek sogar noch ein bißchen tiefer.

Wir waren uns des Ernstes unserer Lage bewußt. Die Angst vor dem schrecklichen Erstickungstod kroch wie ein schleichendes Gift in unser Herz. Vladek bog und streckte sich. Damit verschlimmerte er seine Situation jedoch nur noch mehr.

Ich schoß Weihwasser auf die wellige Oberfläche des Sumpfes.

Sofort stiegen wieder diese ekelhaften Dämpfe auf. Sie drohten Vladek und mich zu ersticken. Wo war der Rettungsanker? Gab es wirklich keinen mehr für uns?

»Gott, wenn ich denke, wie viele Abenteuer wir gemeinsam überstanden haben, Tony«, sagte Vladek mit belegter Stimme. »Und dann passiert so etwas.«

Eigentlich hatte ich damit rechnen müssen, daß ich nicht immer nur Glück haben würde. Nach der Wahrscheinlichkeitstheorie hatte es mich einmal erwischen müssen.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, heißt es. Und ich hatte mich in den letzten Jahren immer wieder in die größte Gefahr begeben. Irgendwann mal mußte sich das ja rächen.

»Verrückt«, sagte Vladek Rodensky. »Dadurch, daß wir so oft davongekommen sind, hielt ich uns beide schon beinahe für unschlagbar. Es ist bitter, festzustellen, daß man sich geirrt hat.«

Anscheinend waren wir vom Glück zu sehr verwöhnt worden.

Dafür gab's jetzt die Rechnung.

Nichts wird einem geschenkt…

In mir lehnte sich alles gegen ein solches Ende auf. Mein Selbsterhaltungstrieb tobte. Er wollte mich zu einer Rettungsaktion anpeitschen, doch ich war zum erstenmal in meinem Leben mit meinem Latein am Ende!

***

»Ganz langsam werden sie krepieren«, sagte Mort Montero gehässig. »Sie werden den Tag verfluchen, an dem sie geboren wurden, und die Stunde, in der sie sich entschlossen haben, hierherzukommen. Aber das alles ist noch zuwenig Strafe für das, was sie mir angetan haben. Denk nach, Poll. Wie können wir es ihnen noch schwerer machen?«

Poll zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht.«

»Denk nach!« fuhr ihn Mort Montero zornig an.

Plötzlich stutzten sie beide. Ein telepathischer Ruf erreichte sie.

Ein stummer Hilfeschrei, getragen von Geistwellen. Mort Montero wußte, daß Poll den Ruf auch empfing.

»Das ist Faku!« stieß er aufgeregt hervor.

Poll nickte. »Er ist in Gefahr!«

Sie konzentrierten sich auf den geistigen Kontakt. »Hilfe!« brüllte Faku. »Ihr müßt mir helfen! Sie sind hinter mir her!«

»Wer?« telepathierte Mort Montero zurück.

»Zapor Xant und seine mordgierigen Brüder!«

»Verdammt, wieso…«

»Sie müssen beim Institut auf der Lauer gelegen haben. Als ich rauskam, folgten sie mir. Ich gab Fersengeld, wollte mich nicht gegen alle drei stellen. Sie hetzten hinter mir her. Ich floh in die

Kanalisation, konnte sie nicht abschütteln. Sie haben mich in die Enge getrieben. Ich kann ihnen nicht mehr entkommen. Wenn ihr mir nicht helft, bin ich verloren.«

»Wo befindest du dich?«

Faku nannte die genaue Position.

»Wenn sie merken, daß ich mit euch in telepathischem Kontakt stehe, werden sie die Verbindung zerreißen«, fügte Faku hinzu.

»Halt sie dir vom Leib, Faku! Wehr dich mit aller Kraft! Halte durch! Wir kommen!« gab Mort Montero zurück.

»J-j-j…« Aus. Die Verbindung bestand nicht mehr.

»Schnell, Poll!« knurrte Mort Montero. »Wir haben heute schon Mira verloren. Wir können es uns nicht leisten, auch noch Faku zu verlieren. Dadurch würde das Kräfteverhältnis zu unseren Ungunsten ausfallen. Verdammt, warum war Rufus nicht bereit, uns im Kampf gegen Zapor Xant und seine Brüder zu unterstützen? Dann wäre dieses Problem längst aus der Welt geschafft.«

»Er sagte, er hätte anderweitig zu tun.«

»Ja, sagen kann man viel. Aber ist es auch wahr?«

»Warum sollte uns Rufus belügen?«

»Kann ich dir verraten: Weil ihm unsere Probleme zu unwichtig sind. Er ließ sich gerade noch herab, uns diesen Tip zu geben. Mehr sind wir ihm nicht wert.«

»Das wird sich ändern, sobald wir den Schädel des schwarzen Druiden besitzen. Dann rücken wir zu ebenbürtigen Partnern von Rufus auf.«

»Erwähne das lieber nicht in seiner Gegenwart. So etwa hört er nämlich nicht gern. Er bleibt uns nur gewogen, solange wir eine Stufe unter ihm stehen. Wenn wir uns mit ihm auf diesselbe Stufe stellen, sieht er seine Vormachtstellung gefährdet und unternimmt etwas dagegen.«

Die beiden Dämonen verließen in großer Eile das Beerdigungsinstitut. An Tony Ballard und Vladek Rodensky brauchten sie keinen Gedanken zu verschwenden. Diesen beiden war der Tod sicher.

Dazu brauchten sie nichts mehr beizutragen.

Sie fanden den offenen Gully, kletterten über rostige Sprossen hinunter. Fakus Positionsangabe war kurz, aber äußerst präzise gewesen. Mort Montero und Poll fanden auf Anhieb den richtigen Weg. Sie hofften, nicht zu spät zu kommen. Immer wieder versuchte Montero, den telepathischen Kontakt mit Faku wiederaufzunehmen. Es gelang ihm nicht.

»Drei gegen einen«, knirschte Montero. »Das sieht diesen feigen Hunden ähnlich. Einen ehrlichen Kampf scheuen sie. Aber warte… Wenn wir erst den Druidenkopf haben …«

Sie stürmten durch Stollen und Gänge. Zielstrebig näherten sie sich dem Blindstollen, in dem Zapor Xant und seine Brüder ihren Feind gestellt hatten. Kein Kampflärm. Stille. Nur das Glucksen und Rauschen der Abwässer. In diesem Augenblick begriffen Mort Montero und Poll, daß sie zu spät kamen.

Sie forcierten ihr Tempo, obwohl sie wußten, daß sie für Faku nichts mehr tun konnten.

Wenn sie ihn schon nicht mehr retten konnten, wollten sie wenigstens über die Dämonen-Brüder herfallen.

Doch es stellte sich heraus, daß die sich bereits abgesetzt hatten.

Sie befanden sich nicht mehr in dem Blindstollen.

Es war nur noch Faku da.

Erschüttert standen Mort Montero und Poll vor der Dämonenleiche. Faku hatte einen grausamen Tod erlitten. Montero ballte in grimmiger Wut die Hände zu Fäusten und schwor seinen Feinden dafür bittere Rache, während sich Faku langsam auflöste.

***

Zapor Xant war zufrieden. Culas Idee, die Gegner vor der kommenden Nacht zu dezimieren, war gut gewesen, und Cula hatte sich vorhin im Kampf gegen Faku voll eingesetzt Das versöhnte Zapor Xant mit dem Bruder wieder einigermaßen.

Sie wußten, daß Faku die Mitglieder seiner Sippe zu Hilfe gerufen hatte. Sie hatten den telepathischen Schrei nicht sofort bemerkt, ihn dann aber abgeschnitten und Faku getötet.

Danach hatten sie reichlich Zeit gehabt, sich aus dem Staub zu machen. Sie verschwanden im Labyrinth der Kanalisation und tauchten in einer stillen, einsamen Gegend wieder auf. Niemand sah sie an die Oberfläche kommen.

Zapor Xant lachte. »War das ein Mordsspaß, Brüder!«

Josin grinste. »Faku hatte nicht die geringste Chance. Er wehrte sich zwar verbissen, aber es nützte ihm nichts.«

»Er hätte gern einen von uns mit in den Tod genommen«, bemerkte Cula, »doch es blieb beim Wollen.«

»Jetzt steht es drei gegen drei«, sagte Zapor Xant. Er konnte nicht wissen, daß Mira Montero auch nicht mehr lebte, daß ihnen diesen großen Dienst Tony Ballard, der Dämonenhasser, erwiesen hatte.

Für ihn existierte die Dämonin noch. »Mort Montero, Mira Montero und Poll«, zählte er auf. »Brüder, ich bin der Ansicht, daß wir allmählich Oberwasser kriegen. Heute nacht räumen wir mit unseren Feinden ganz auf. Morgen früh darf keiner der Monteros mehr leben.«

Josin lachte. »Das läßt sich verwirklichen.«

»Aber nur, wenn die Monteros den Schädel des schwarzen Druiden nicht in ihre Hände kriegen«, schränkte Cula ein.

»Ganz klar, daß der Schädel schon bald uns gehört«, erwiderte Zapor Xant zuversichtlich. Noch nie hatte er Mitternacht so sehr herbeigesehnt wie diesmal.

***

Wir hatten den Tod vor Augen. Ein scheußliches Gefühl. Vladek Rodensky wühlte sich mit seinen wilden Befreiungsversuchen immer tiefer in den schwarzmagischen Schlamm hinein. Ich riet ihm, damit aufzuhören, aber er schaffte es einfach nicht, stillzuhalten und zu warten, bis alles vorbei war.

Viel Zeit war vergangen.

Der Tag war dem Abend gewichen. Die Ausweglosigkeit unserer Lage präsentierte sich uns immer deutlicher. Das war eine schlimme geistige Folter. Es ist schrecklich, zu wissen, daß man sterben muß, daß man ein grausames Ende nehmen wird, ohne es verhindern zu können.

In meinem Kopf herrschte ein furchtbares Durcheinander.

Vergangenes, Erlebtes wirbelte durch meinen Sinn. Da war der Mörder mit der Geisterschlinge, dem es beinahe gelungen wäre, mich umzubringen. Ich sah mich im Reich der grünen Schatten und im Labyrinth der Dämonenschlange. Dann wiederum war ich auf der Insel des Schreckens, auf dem Friedhof der Zombies. Ich sah mich gegen eine gefährliche Horror-Mumie kämpfen, besiegte in meiner Erinnerung noch einmal den Hexer von Sumatra, fightete gegen den Sensenmann persönlich und tauchte in das Reich des Todes hinab. Da war der Teufelsbeschwörer, der mir das Leben schwergemacht hatte, und Yercell, Satans Bogenschütze. Und das Geisterhaus…

Alles Vergangenheit.

Randvoll war sie mit Gefahren gewesen.

Ich hatte sie alle überstanden.

Und nun…

Vladek reichte die gottverdammte Brühe, die uns verschlingen sollte, schon bis an den Hals. Ich hätte viel darum gegeben, um wenigstens ihm dieses entsetzliche Ende zu ersparen. Der Tod würde ihn vor mir ereilen. Eine zusätzliche Folter für mich. Ich würde tatenlos dabei zusehen müssen, wie mein guter Freund erstickte.

Nach elf tauchten Mark Montero und Poll auf. Sie wollten sehen, wie es um uns stand.

»Habt ihr euch mit dem Tod schon angefreundet?« höhnte Montero. »Er wird euch bald in seine Arme nehmen. Ich schätze, daß dein Freund in einer halben Stunde sterben wird, Tony Ballard. Und etwa um Mitternacht wirst du dran sein. Zu dieser Zeit werden wir uns auf Death Stone befinden und uns den Schädel des schwarzen Druiden holen. Genießt die Todesangst noch eine Weile. Ich persönlich würde

es begrüßen, wenn sie euch nicht um den Verstand bringt, damit ihr recht viel von eurem Ende mitbekommt.«

Montero und Poll verschwanden.

Ich brüllte ihnen wüste Verwünschungen nach, um die sie sich jedoch nicht scherten.

Es dauerte nicht lange, da hörten wir sie wegfahren.

Ihr Ziel war Death Stone.

Und wir konnten sie nicht daran hindern, daß sie sich mit dem Schädel des schwarzen Druiden eine gefährliche Macht holten.

***

Vor ihnen ragten die schwarzen Mauerfragmente von Death Stone auf. Zapor Xant und seine Brüder erreichten die Ruine vor Montero und Poll. Es hatte noch keinen Zweck, nach dem Schädel zu suchen, denn es war noch nicht Mitternacht. Die Dämonen mußten sich in Geduld fassen. Sie schlichen um die Ruine herum und entdeckten einen Wagen. Das Licht einer starken Handlampe fiel ihnen zwischen den bizarren Mauern von Death Stone auf, und sie stellten fest, daß sich zwei Männer in der Ruine befanden, die unermüdlich Löcher in den Boden gruben.

Zapor Xant, Cula und Josin versteckten sich.

»Menschen!« knurrte Cula, dessen Mordlust sofort wieder erwachte. Doch diesmal bezähmte er sie. Er wollte sich Zapor Xants Unmut nicht noch einmal zuziehen. Er war froh, daß er sich mit dem Bruder wieder halbwegs vertrug.

»Was suchen die?« fragte Josin leise.

»Keine Ahnung«, sagte Zapor Xant.

»Den Schädel des schwarzen Druiden?« fragte Cula.

Zapor Xant schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Erstens kann ich mir nicht vorstellen, daß sie von seiner Existenz Kenntnis haben, und zweitens können Menschen mit dem Druidenkopf nichts anfangen. Die Macht, die in ihm steckt, läßt sich nur von Dämonen aktivieren. Für Menschen ist der Kopf völlig wertlos.«

»Vielleicht sind die beiden Historiker, oder so was«, meinte Cula.

»Möglicherweise suchen sie nach dem Kopf, um ihn in irgendein Museum zu bringen.«

»Wir werden sie verjagen, sobald es Mitternacht ist«, sagte Zapor Xant.

Josin hob den Kopf. »Hast du dir schon mal den Himmel angesehen, Zapor Xant?«

Der Angesprochene schaute nach oben. »Wolken!« stieß er zornig hervor. »Verdammt!«

Die Wolken deckten in diesem Augenblick den Mond zu, und die bleiche, fast volle Scheibe kam nicht wieder zum Vorschein. Es war

nicht damit zu rechnen, daß die Wolkendecke bis Mitternacht wieder aufreißen würde.

»So ein Pech!« ärgerte sich Cula.

»Jetzt können wir die ganze Sache abblasen!« knirschte Josin.

»Ohne das Mondlicht finden wir den Druidenschädel nicht. Wir müssen es morgen nacht nochmal versuchen.«

Josin wollte sich aufrichten.

»Wir bleiben«, zischte Zapor Xant.

»Es hat keinen Zweck«, behauptete Josin.

»Die Monteros werden in Kürze hier eintreffen.«

»Auch sie können ohne Hilfe des Mondlichts nichts anfangen.«

»Das ist richtig. Ich denke jetzt auch nicht an den Druidenkopf, sondern an die Möglichkeit, die Monteros anzugreifen. Wir werden sie heute nacht fertigmachen, Brüder. Mit oder ohne Druidenschädel. Die Monteros müssen sterben!«

***

»Tony!« Vladek Rodenskys verzweifelte Stimme drang an mein Ohr. Der zähe Brei berührte schon fast seine Unterlippe. Mein Herz krampfte sich bei diesem Anblick zusammen. An unseren Beinen schienen schwere Gewichte zu hängen, die uns unaufhörlich tieferzogen.

»Mein Ende ist nahe«, sagte Vladek.

Ich wußte nichts darauf zu sagen. Eine unsichtbare Schlinge schnürte mir die Kehle zu. Vladek würde sterben, und bald darauf ich… Wenn nicht noch ein Wunder geschah. Aber wer hätte es veranlassen sollen?

Niemand außer den Dämonen wußte, wie es um uns stand. Zu schreien hatte keinen Sinn. Es hätte uns ja doch niemand gehört.

Wir konnten uns nur selbst helfen. Aber wie? Vladek machte den Hals lang. In wenigen Minuten würde ihm der ekelhafte Brei in den Mund kriechen. Mir reichte der schwarzmagische Morast bis zur halben Brust.

Hatte ich alles versucht?

Wirklich alles?

Der Dämonendiskus fiel mir ein, diese starke Waffe, die mir Mr. Silver aus einer Stadt im Jenseits mitgebracht hatte. Diese milchig-silbrige Scheibe, die aus einem Material bestand, das man nicht analysieren konnte, hatte noch nie versagt. Ungeahnte Kräfte steckten in ihr. Sie hatte bisher jeden Dämon – selbst wenn er noch so mächtig war –, gegen den ich sie einsetzte, vernichtet.

Würde die Kraft des Diskus ausreichen, um unseren Tod zu verhindern?

Ich überlegte nicht lange. Es war keine Zeit zu verlieren. Blitzschnell riß ich mein Hemd auf und hakte die handtellergroße Scheibe los. Sie

verdreifachte ihre Größe sofort.

Normalerweise verwendete ich sie als Wurfgeschoß.

Diesmal setzte ich sie zum erstenmal anders ein, und ich hoffte inständig, damit Erfolg zu haben. Der Diskus war mein allerletzter Rettungsversuch. Wenn der mißlang, blieb uns nichts anderes mehr übrig, als zu resignieren.

Mit der Flachseite schlug ich den Dämonendiskus auf die breiige Oberfläche. Es klatschte, und sofort wurden die Kräfte, die alles, was bösen Ursprungs war, vernichteten, frei.

Ein Krachen und Splittern!

Schlagartig erstarrte der schwarzmagische Sumpf. Wir sanken nicht mehr tiefer. Mein Herz machte einen Freudensprung. Wir durften weiterleben, brauchten nicht zu sterben, würden nicht in dem Morast ersticken.

Aber das weiche Grab, das uns hätte aufnehmen sollen, umschloß uns nun so hart, daß wir uns daraus nicht befreien konnten. Wir steckten fest darin.

Doch der Kampf des Diskus gegen die schwarzen Kräfte war noch nicht zu Ende. Er zertrümmerte den harten Boden. Um mich herum entstanden knisternde Sprünge. Die mich umgebende Härte wurde aufgebrochen, rieselte wie Sand. Ich fühlte mich nicht mehr festgehalten, konnte mich endlich wieder gefahrlos bewegen, stemmte links und rechts die Hände auf die harte Fläche und zog mich aus dem tiefen Loch.

Vladek Rodensky steckte nach wie vor bis über die Halskrause im erhärteten Boden. Ich befreite ihn mit dem Diskus. Die harte Masse mußte auch ihn freigeben. Ich zog ihn heraus, und er ließ einen tiefen, erleichterten Seufzer hören.

»Diesmal habe ich nicht mehr daran geglaubt, daß wir es schaffen«, sagte er mit belegter Stimme.

»Ich auch nicht«, gab ich zu. »Aber – wie man sieht, darf man die Hoffnung niemals aufgeben.«

Vladek schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch gar nicht richtig fassen, daß wir doch noch mal über die Runden gekommen sind, Tony.«

Er hatte recht. Ich brauchte auch eine Weile, um unser Glück in vollem Umfang zu begreifen.

Wir verließen das Bestattungsinstitut.

»Wir sind wieder im Spiel«, tönte Vladek Rodensky tatendurstig.

Ich grinste. »Du bist unverwüstlich.«

»Red nicht so viel. Wir müssen nach Death Stone!«

»Hör mal, ich würde es dir nicht übelnehmen, wenn du das Handtuch werfen und nach Hause fahren würdest, Vladek.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage. Ich habe dir meine Hilfe

angeboten, und dieses Angebot gilt immer noch.«
»Du bist eben erst knapp dem Tod entronnen. Willst du dein Leben schon wieder aufs Spiel setzen?«
»Tust du es nicht?«
»Bei mir ist das etwas anderes, Vladek.«
»Ist es nicht. Wir werden gemeinsam verhindern, daß sich Mort Montero den Schädel des schwarzen Druiden holt!«
»Das wird verdammt gefährlich werden!«
»Wir werden's überstehen«, sagte der Brillenfabrikant, und es freute mich, daß er seinen Optimismus wiederhatte.
Wir stiegen in den Peugeot und fuhren los. Ich war gespannt auf Mort Monteros Gesicht, wenn er uns in gesunder Frische wiedersah.

***

Ian Ekenberry schwitzte. Der Plan, nach dem sie gruben, war Mist.
Die Angaben stimmten nicht. Sie hätten längst auf die Schatztruhe stoßen müssen, aber da war immer nur Erde, Schotter, Sand, Felsen…
Die Freunde hatten sich eine Stunde Pause gegönnt und vom mitgebrachten Proviant gegessen. In dieser Zeit hatten sie überlegt, wo sie mit dem Graben mehr Erfolg haben könnten. An den Plan hielten sie sich nicht mehr. Doch der Mißerfolg blieb ihnen weiterhin treu.
Bruce Perkins hatte schon Blasen an den Händen, doch ihr Eifer war ungebrochen. Wenn die Skizze auch nicht stimmte, so waren sie doch davon überzeugt, daß es den Schatz gab und daß sie ihn finden würden, wenn sie ihn nur hartnäckig genug suchten.
Beharrlichkeit überwindet alles.
»Laß mich wieder«, sagte Bruce Perkins und sprang in die Grube.
Ekenberry wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und überließ dem Freund keuchend die Schaufel. Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Es geht auf Mitternacht zu. Ich denke, wir machen bald Schluß. Morgen ist auch noch ein Tag. Wir dürfen unser Pulver nicht heute schon restlos verschießen, sonst können wir uns morgen nicht mehr rühren.«
»Ein bißchen grabe ich noch. Dann hauen wir uns aufs Ohr«, sagte Perkins, schaufelte Erdreich auf und schleuderte es aus der Grube. »Ohne Fleiß kein Preis.«
Ekenberry drehte die Handlampe so, daß sie dem Grabenden reichlich Licht spendete. Er setzte sich auf den Boden. Die anfängliche Hoffnung, sie würden den Schatz gleich beim ersten Anlauf finden, zerfaserte allmählich. Sie würden sich in Geduld fassen müssen. Dafür würden sie reich entlohnt werden. Vielleicht morgen. Oder übermorgen. Sie hatten ja Zeit.
Perkins nahm die Spitzhacke zur Hand. Kraftvoll hieb er zu.

Nachdem das harte Erdreich halbwegs gelockert war, grub er sich mit dem Spaten in die Tiefe. Fünf Minuten lang schuftete er.

Plötzlich stieß er gegen etwas Hartes.

Das Spatenblatt schrammte darüber. Ein Stein war es nicht. Eine hölzerne Truhe aber auch nicht.

Er hielt kurz inne.

»Hast du was entdeckt?« fragte Ian Ekenberry sofort.

»Ja.«

»Du bist doch nicht etwa auf den Schatz gestoßen. Mensch, ich werde verrückt, wenn…«

»Es ist ein Knochen«, stellte Bruce Perkins fest.

»Ein Skelett?«

»Scheint sich um einen Schädel zu handeln.«

»Warte, den graben wir vorsichtig aus. Ich helfe dir.« Ekenberry packte die Handlampe und sprang in die Grube. Die Freunde knieten sich auf den Boden. Mit bloßen Händen legten sie nach und nach den Totenschädel frei. Weitere Knochen gab es nicht. Nur den skelettierten Kopf. Sie wischten die Erdkrümel aus den Augenhöhlen und dem bleichen Knochengesicht.

Bruce Perkins hob den Schädel vorsichtig hoch.

»Eine interessante Begegnung mit der Vergangenheit ist das«, sagte Ian Ekenberry aufgeregt. »Wer mag das wohl gewesen sein?«

»Irgendein Bewohner von Death Stone«, sagte Bruce Perkins.

»Vielleicht der Wächter des Schatzes, Bruce. Meine Güte, vielleicht sind wir jetzt an der richtigen Stelle.«

Ekenberry wollte sofort weitergraben. Perkins beabsichtigte, den Totenschädel wegzulegen.

Da nahmen die Freunde in der Dunkelheit eine Bewegung wahr.

Ekenberry riß die Handlampe hoch. Der Lichtstrahl fiel auf grauenerregende Gestalten: Zapor Xant, Cula, Josin… Aber auch Mort Montero und Poll waren eingetroffen.

Und alle hatten eines gemeinsam, wie Ekenberry und Perkins feststellten: sie warfen keinen Schatten!

Folglich mußte es sich um Schattenwesen, um Dämonen handeln!

Beide Parteien wollten den Schädel des schwarzen Druiden haben. Zapor Xant stellte mit Freude fest, daß Mira Montero an der Seite ihres Vaters fehlte. Ihr mußte etwas zugestoßen sein, sonst hätte er sie auf jeden Fall hierher mitgenommen. Zapor Xant glaubte, mit Sicherheit annehmen zu können, daß Mira Montero nicht mehr lebte.

Das Kräfteverhältnis war für die Dämonen-Brüder zufriedenstellend. Sie sahen sich jetzt schon als Sieger.

Aber Mort Montero und Poll wollten ihnen das Siegen so schwierig wie möglich machen.

Die Dämonen kümmerten sich nicht um die verstörten Menschen.

Erst mußte dieser Kampf entschieden werden, dann konnte man sich der Schatzsucher und ihres wertvollen Fundes annehmen.

Die Gegner aktivierten ihre magischen Kräfte. Montero wußte, daß er mit dem Glutblick allein gegen Zapor Xant und seine Brüder nichts ausrichten konnte. Er und Poll verdoppelten sich. Daraufhin waren sie den Gegnern zahlenmäßig überlegen.

Sie griffen die Dämonen-Brüder an.

Mort Montero II stürzte sich auf Cula.

Poll II griff Josin an.

Montero I und Poll I wollten Zapor Xant in die Zange nehmen.

Die Dämonen-Brüder wehrten diesen ersten Angriff ab, zogen sich zurück und pumpten schwarze Energie in ihre kraftstrotzenden Körper. Das bewirkte, daß sie wuchsen, größer wurden, innerhalb weniger Augenblicke ihre Feinde um etliches überragten.

Unerbittlich verbissen sich die Dämonen ineinander. Sie schenkten sich nichts. Mächtige Todfeinde trugen ein mörderisches Duell aus, das nur eine Partei überleben durfte. Feindliche Magien prallten gegeneinander. Tödliche Impulse zuckten hin und her, wurden abgeblockt, zurückgeschleudert.

Josin brüllte plötzlich auf. Glutblasen bedeckten seinen Körper.

Er brach heulend zusammen und verging.

Zapor Xant sah seinen Bruder sterben und vernichtete im Gegenschlag Montero II. Cula schaffte Poll II. Das Gleichgewicht war wiederhergestellt.

Aber nur für wenige Sekunden.

Cula paßte nicht auf. Poll erwischte ihn mit seiner magischen Attacke tödlich. Die Glutpest erfaßte Cula. Cula fand ein ebenso qualvolles Ende wie sein Bruder Josin.

Sofort wandte sich Poll gegen Zapor Xant. Gemeinsam mit Mort Montero wollte er auch den dritten Dämonen-Bruder vernichten.

Dann konnte sie niemand mehr daran hindern, sich den Schädel des schwarzen Druiden zu nehmen.

Der riesige Zapor Xant war jedoch ein gewitzter Kämpfer. Ihm war nicht so leicht beizukommen wie seinen beiden Brüdern. Er wußte gefährlich und clever zu fighten.

Blitzschnell schlug er zu und zog sich gleich wieder zurück, ehe ihm die Gegner mit ihrer Attacke gefährlich werden konnten.

Der Treffer saß. Zapor Xants Krallenpranke riß Polls Brust auf.

Der verletzte Dämon stieß einen markerschütternden Schrei aus. Er torkelte zurück.

Mort Montero warf sich dazwischen.

Doch Zapor Xant fegte ihn mit einer Armbewegung zur Seite und stürzte sich auf den angeschlagenen Poll, um ihm den Rest zu geben. Polls Todesschrei ging in ein Gurgeln über und verstummte.

Von den fünf Dämonen waren nur noch Zapor Xant und Mort Montero übrig. Wer würde diesen erbitterten Kampf gewinnen?

Ian Ekenberry und Bruce Perkins hatten das Dämonenduell bis jetzt starr verfolgt. Nun vermochten sie endlich zu reagieren. Sie verließen die Grube und wollten die Flucht ergreifen. Den Schädel des schwarzen Druiden trug Ekenberry unter dem Arm.

Die Schatzsucher stürmten in heller Panik durch die Ruine.

Zapor Xant ließ von Mort Montero ab.

Montero erkannte zu spät, was Zapor Xant vorhatte. Der Dämon schnitt den Schatzsuchern den Weg ab.

»Her mit dem Schädel!« donnerte seine Stimme.

»Nein!« brüllte Mort Montero entsetzt. »Gebt ihn ihm nicht!«

Aber da hielt Zapor Xant den Schädel des schwarzen Druiden bereits in seinen Krallenhänden. Ian Ekenberry und Bruce Perkins hetzten aus der Ruine. Es interessierte sie nicht, wie der Kampf ausging. Einer der beiden Dämonen würde übrigbleiben, und wenn sie dann noch hier waren, würde der Sieger bestimmt über sie herfallen.

Deshalb hatten die Schatzsucher nur einen Gedanken: Nur weg von hier!

Mort Montero versteckte sich hinter einer massiven Steinmauer.

Zapor Xant hielt alle Macht in seinen Händen. Montero wußte, daß er ein grauenvolles Ende nehmen würde.

Er dachte an Flucht, aber Zapor Xant würde ihn nicht entkommen lassen. Von diesem mächtigen Gegner war keine Gnade zu erwarten.

Zapor Xant suchte den Feind nicht.

Er verknüpfte seine Magie mit der des Druidenschädels. Die Mauer, hinter der sich Mort Montero befand, wurde schlagartig durchsichtig. Ein kräftiger Sog erfaßte Montero, er riß ihn durch die durchsichtige Steinmauer, auf den Schädel des schwarzen Druiden zu.

Zapor Xant ließ den Totenkopf los. Er wußte, daß er dem Schädel befehlen konnte. Der Geist des Druiden würde ihm, und nur ihm, gehorchen.

»Vernichte ihn!« schrie Zapor Xant.

Der Totenschädel schwebte in der Luft. Ein Flimmern entstand darunter. Es bildete sich ein leuchtendes Geisterskelett, das Mort Montero sofort angriff. Montero wollte fliehen, doch der Sog ließ ihn nicht los. Er prallte gegen das Skelett des schwarzen Druiden.

Verzweifelt wehrte er sich seiner Dämonenhaut. Er setzte gegen den Druiden alles ein, was er zu bieten hatte. Es reichte nicht.

Das Geisterskelett warf ihn zu Boden. Klappernd fiel es auf ihn.

Die leuchtenden Knochenhände packten Mort Monteros Kopf. Der schwarze Druide drehte ihm das Gesicht auf den Rücken.

Im Augenblick des Todes hörte Mort Montero noch das triumphierende Lachen seines Feindes. Dann war es vorbei mit ihm.

***

Ich fuhr auf Teufel komm raus, aber nicht riskant. Ich behielt meinen Peugeot jederzeit unter Kontrolle. Auch jetzt, als ich das Fahrzeug im Powerslide durch die Kurve schlittern ließ. Hinter uns stieg eine dicke Staubwolke hoch und flog in den Mischwald hinein.

Es war nicht mehr weit bis zur Ruine.

Eine Kurve noch.

Dann rief Vladek Rodensky: »Death Stone!«

Schwarz ragten die Mauerfinger zum wolkenverhangenen Himmel empor. Das Licht unserer Schweinwerfer erfaßte einen Talbot 1510.

Und zwei Männer, die in panischer Angst auf diesen Wagen zurannten. Sie kamen aus der Ruine. Wir vermuteten, daß Mort Montero und Poll sie in die Flucht gejagt hatten.

Als sie von unserem Licht geblendet wurden, blieben sie verwirrt stehen. Ich raste auf sie zu. Sie mußten denken, ich wollte sie über den Haufen fahren. Dennoch waren sie nicht fähig, zu reagieren.

Wie Zinnsoldaten standen sie da und starrten in das grelle Gleißen.

Ich drehte das Lenkrad kraftvoll, rammte den Fuß auf das Bremspedal. Der Wagen wanderte mit dem Heck herum und blieb zwei Meter vor den Männern stehen. Vladek und ich sprangen aus dem 504 TI. Als die Männer sahen, daß wir gewöhnliche Menschen waren, fiel ihnen sichtlich ein Stein vom Herzen. Mit einem Wortschwall, in dem vieles unterging, berichteten sie uns, was sich in der Ruine abgespielt hatte.

Wir kriegten so viel heraus: Fünf Dämonen waren scharf auf den Schädel des schwarzen Druiden, um den ein erbitterter Kampf entbrannt war.

Nur zwei Dämonen sollten jetzt noch am Leben sein.

Dem Sieger würde der Druidenschädel gehören.

Wir ließen Ian Ekenberry und Bruce Perkins – auch ihre Namen fielen in dem Wortschwall – stehen und hetzten auf Death Stone zu.

In der Ruine trat das Dämonenduell in die letzte Phase.

Wir überschauten die Situation mit einem Blick. Wir sahen Mort Montero, sahen den Druidenschädel, der von einem leuchtenden Geisterskelett getragen wurde, und erblickten den koloßhaften Dämon, der den Sieg bereits so gut wie in der Tasche hatte.

Wir bekamen Mort Monteros Ende in vollem Umfang mit und hörten das triumphierende Lachen des Riesen.

Nun mußte unsere große Zeit anbrechen. Wir mußten den Dämon und den Druidenschädel nicht nur trennen, sondern beide vernichten.

Zapor Xant erblickte uns. Seine in Blut schwimmenden Augen starrten uns feindselig an. Er bleckte die messerscharfen Zähne und hob die gefährlichen Krallenhände.

»Ich kümmere mich um ihn, Tony!« keuchte Vladek Rodensky und

riß meinen Colt Diamondback aus dem Gürtel. »Mach du den Druiden fertig!«

Das Geisterskelett wandte sich sogleich gegen mich. Auch ich bekam den gefährlichen Sog zu spüren, dem sich nicht einmal Mort Montero widersetzen konnte. Ich stemmte mich dagegen. Die Magie des schwarzen Druiden war stärker, ich verlor den Halt.

Zapor Xant griff Vladek an.

Der Brillenfabrikant brachte sich mit einem kraftvollen Satz vor den tödlichen Krallen des Dämons in Sicherheit und zog den Stecher durch. Der Schuß peitschte. Die geweihte Silberkugel schlug in Zapor Xants linke Schulter. Der riesige Dämon stieß ein wütendes Geheul aus. Er fiel gegen eine Mauer. Ein Teil davon stürzte auf ihn herab. Steine hämmerten auf seinen Schädel, doch das machte ihm nichts aus. Er schüttelte zornig den Schutt ab und wollte Vladek wieder angreifen. Sein linker Arm baumelte herab, aber er hatte noch den unverletzten rechten.

Damit hieb er nach dem Brillenfabrikanten.

Vladek Rodensky wich erneut aus. Er stolperte und fiel. Die Krallen zerfetzten sein Jackett. Er drückte ab. Die Kugel bohrte sich in Zapor Xants Hand. Der Dämon riß sie heulend zurück. Vladek sprang auf. Der Gegner war angeschlagen. Vladek mußte ihm den Rest geben.

Vier geweihte Silbergeschosse befanden sich noch in der Trommel.

Vladek jagte sie dem Dämon nacheinander in den Leib. Daran ging Zapor Xant zugrunde.

Der Sog zerrte an mir…

Der schwarze Druide wartete auf mich.

Er sollte mich nicht kriegen. In diesem Fall hatte mir mein Dämonendiskus schon einmal wertvolle Dienste geleistet. Ich entschloß mich, die starke Waffe noch einmal einzusetzen.

Während ich vorwärtsgerissen wurde, hakte ich die Scheibe los.

Ich wußte, wohin ich sie schleudern mußte: auf den Schädel. Das Skelett war lediglich eine Geistererscheinung. Der Sog riß mich auf den schwarzen Druiden zu. Ich nutzte die Kraft, die unwiderstehlich auf mich einwirkte, und verstärkte damit meine Schleuderbewegung.

Wie ein Blitz fegte der Dämonendiskus auf den Schädel des schwarzen Druiden zu. Das silbrig-milchige Metall hämmerte gegen die Knochenfratze. Sie brach auf, der Diskus tauchte in den Totenkopf ein, und dann wurde die Sprengkraft frei. Es gab einen ohrenbetäubenden Knall. Der Druidenschädel wurde in seine Atome zerfetzt. Weiße Glutsterne schossen nach allen Richtungen davon, und als sie erloschen, war vom Schädel des schwarzen Druiden nichts mehr zu sehen.

Der Sog riß ab.

Vor mir stand das leuchtende Geisterskelett.

Aber nur noch für wenige Sekunden, dann brach es klappernd zusammen und löste sich auf. Auch Zapor Xant und Mort Monteros Körper vergingen. Eine große Gefahr war gebannt. Wir konnten von Glück sagen, daß es keinem Dämon gelungen war, die Macht des Druidenschädels gegen die Menschheit einzusetzen, und es freute mich diebisch, daß Rufus' gemeine Rechnung wieder einmal nicht aufgegangen war.

Da, wo sich vor wenigen Augenblicken der Schädel des schwarzen Druiden befunden hatte, schwebte jetzt die Scheibe, die ihn zerstört hatte. Wie die Miniaturausgabe einer fliegenden Untertasse. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, und der Dämonendiskus kehrte zu mir zurück. Ich war froh, daß mir diese starke Waffe zur Verfügung stand.

Vladek kam zu mir.

»Du hast dich wacker geschlagen«, sagte ich.

Er grinste. »Ich war mit dir auch sehr zufrieden.«

»Das beruhigt mich ungemein.« Wir lachten befreit und verließen Death Stone.

Ian Ekenberry und Bruce Perkins standen bei ihrem Wagen und schauten uns entgeistert an. Sie schienen nicht damit gerechnet zu haben, uns lebend wiederzusehen.

Ekenberrys Augen waren von grenzenlosem Staunen geweitet.

»Wie sind Sie mit diesen Ungeheuern fertiggeworden?«

Vladek wies auf mich. »Das ist Tony Ballard. Er ist auf diesem Gebiet Spezialist. Es ist sein Job, Geister und Dämonen zu jagen. Mein Name ist übrigens Vladek Rodensky. Was hatten Sie in der Ruine zu suchen?«

Wir erfuhren von dem Schatz, den Ekenberry und Perkins in Death Stone zu finden gehofft hatten. Statt dessen hatten sie den gefährlichen Druidenschädel ausgegraben. Ich war der Ansicht, daß es sich bei der Schatzgeschichte um einen Scherz handelte, doch das behielt ich für mich.

Als Ian Ekenberry und Bruce Perkins hörten, daß die Gefahr gebannt war, stießen sie ihre Absicht, die Schatzsuche abzubrechen, sofort wieder um. »Wenn das so ist«, sagte Ekenberry, »dann fahren wir nicht nach Hause.«

Perkins nickte zustimmend. »In dem Fall bleiben wir hier, und morgen graben wir weiter.«

»Der Schatz scheint eine ungeheuere Faszination auf Sie auszuüben«, sagte ich lächelnd.

»Sollten wir fündig werden, zeigen wir uns für Ihre Hilfe gern erkenntlich, Mr. Ballard.«

Ich sparte mir die Belehrung, daß sie das ausgegrabene Gold nicht einfach behalten durften, denn ich war davon überzeugt, daß sie sich

umsonst die Mühe machten.

Ich war sicher, nie wieder von den beiden seltsamen Vögeln zu hören, doch in dieser Hinsicht sollte ich mich irren.

Sie brachten den Mut auf, Death Stone wieder zu betreten. Aber sie waren nicht so mutig, die Nacht in der Ruine zu verbringen. Sie holten nur ihre Schlafsäcke und verkrochen sich in ihrem Talbot, in dem sie es sich auf den Liegesitzen bequem machten.

Vladek Rodensky und ich kehrten nach London zurück.

Die Toten, die Mort Montero gestohlen hatte, konnten wir nicht wiederbeschaffen. Aber wir konnten sicher sein, daß sie aus der unheiligen Dimension nicht, mit schwarzen Seelen versehen, zurückkehren und Angst und Schrecken in der Stadt verbreiten würden.

Auch das war ein Erfolg.

Als wir zu Haus eintrafen, schliefen Vicky Bonney und Roxane schon längst. Nur Mr. Silver war noch auf. Meine erste Frage galt Mago, dem Schwarzmagier, dem Jäger der abtrünnigen Hexen.

Der Hüne schüttelte den Kopf. »Er ließ sich immer noch nicht blicken.«

Das Warten, die Sorgen, die Angst gingen also weiter…

Wir mußten dem Ex-Dämon erzählen, was wir erlebt hatten. Er bedauerte, nicht dabeigewesen zu sein.

»Dein Platz ist bis auf weiteres an Roxanes Seite«, sagte ich. »Wie du siehst, bist du gar nicht so sehr vonnöten. Wir kamen auch ohne dich ganz gut zurecht.«

»Hör auf, so zu reden!« maulte der Ex-Dämon. »Sonst kriege ich einen Minderwertigkeitskomplex.«

Ich grinste. »Ich stutze nur dein übersteigertes Selbstbewußtsein auf ein vernünftiges Maß zurück.«

»Na warte, wenn ich wieder im Rennen bin, werde ich beweisen, daß ich besser bin als der schlechte Ruf, den ich dir zu verdanken habe.«

Ich holte mir einen Pernod, und ich hoffte, den Hünen mit den Silberhaaren so bald wie möglich wieder an meiner Seite zu haben.

Ich fühlte mich wesentlich sicherer, wenn er in meiner Nähe war, aber das sagte ich ihm nicht, denn ich wollte nicht, daß diesem sympathischen Großmaul gleich wieder der Kamm schwoll…

ENDE

[1]Siehe

[2]Siehe